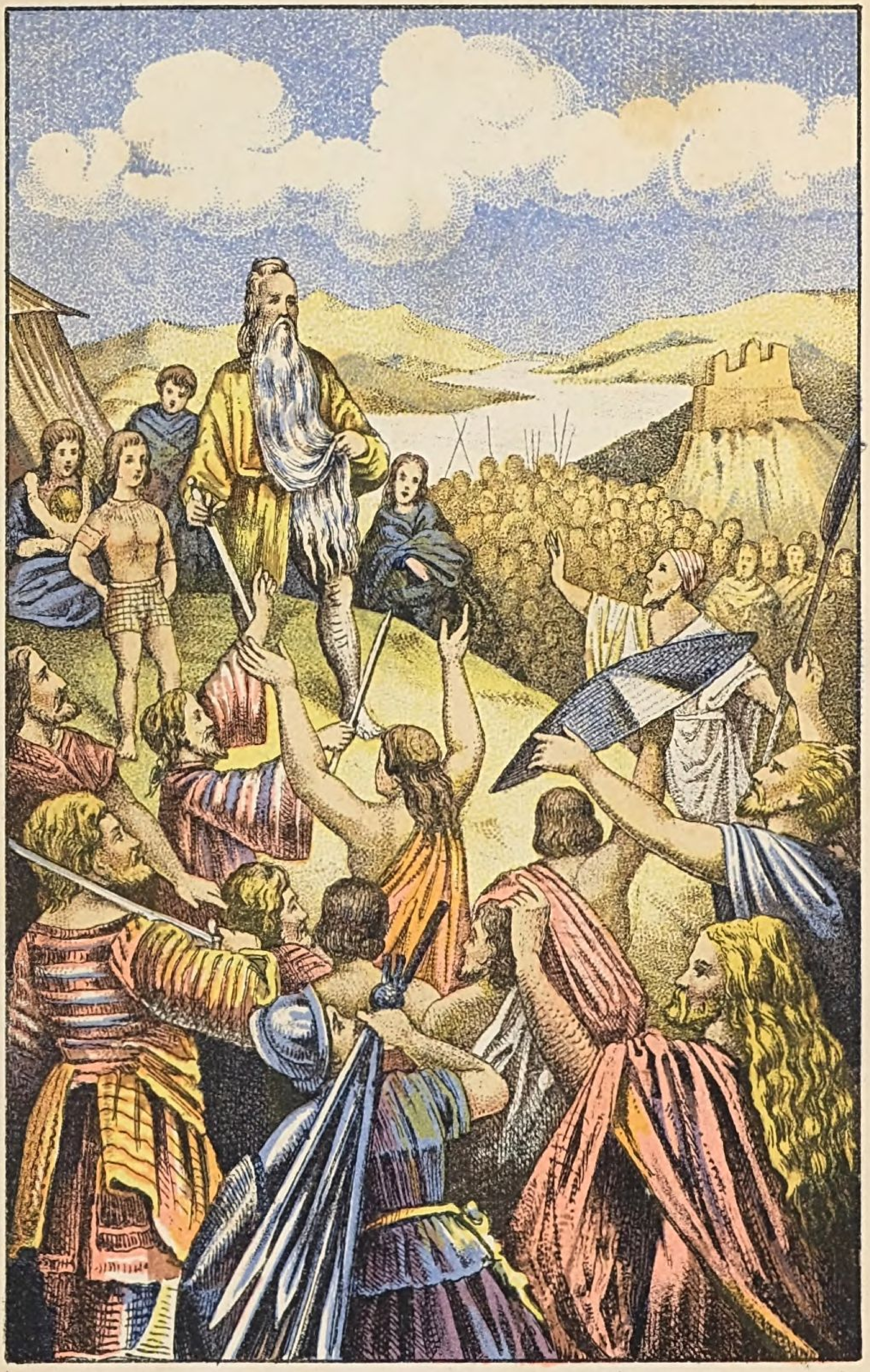


„Du hast dein Gelübde erfüllt"



„Geht denn und nehmt den Segen der Götter mit"

Verlag v. G. J. Manz, Regensburg.

Lith. Anst. v. X. Rief, Regensburg

Die Bataver.

Historische Erzählung

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1878.

I.

In den Straßen von Rom herrschte an einem Tage des Jahres 67 n. Chr. großer Lärm und das Volk strömte von allen Seiten zusammen, um einen Gefangenen zu sehen, der soeben über die milvische Brücke in die Siebenhügelstadt geführt wurde. Die lange Straße Via flaminia, welche von der Porta flaminia zum Kapitol und von dort über das Forum zum palatinischen Hügel führte, stand so voller Neugierigen, daß kaum eine Orange zur Erde fallen konnte; auch die Fenster und Thüren waren von Menschen vollgestopft, und diese riefen sich gegenseitig die Frage zu, was der Lärm und die Aufregung zu bedeuten hätten.

Die Wenigsten waren im Stande, Antwort zu geben. Es werde ein Gefangener eingebracht, hieß es, aber Niemand wußte etwas Näheres. Jetzt entstand ein gewaltiges Drängen, eine große Volksmenge kam mit Geschrei vom Thore herab und füllte die ganze Breite der Straße aus.

„Der einäugige Verräther," schrieen sie, „man wird ihn lehren, daß in Rom Richter sind, welche die Schuldigen strafen! Hängt ihn an's Kreuz, legt ihm den Kopf vor die Füße, Tod allen Verräthern!

Auf diesen Menschenschwarm folgte eine Cohorte römischer Soldaten, in deren Mitte ein Mann von ungewöhnlicher Größe einherschritt. Er hatte nur ein Auge,

welches dem ohnehin schon ernsten Antlitze noch eine größere Düsterheit verlieh. Von beiden Seiten der Oberlippe fiel ein steifer, spitz auslaufender Schnurrbart herab, der ihm einen trotzigen, fast wilden Ausdruck gab. Das Haupt war ohne Bedeckung, das Haar, in der Mitte des Scheitels zusammengebunden, fiel frei am Hinterhaupte herab. Der nervigte Hals war frei und nackt. Ein leichter Mantel, auf der Brust von einer Metallagraffe gehalten, floß über Schultern und Rücken bis zu den Kniekehlen hinab.

Unter diesem Mantel wurde ein Panzer von blinkenden Metallplatten sichtbar, welcher bis zu den Hüften und der Hälfte der Arme reichte. Unter diesem Panzer sah man ein kurzes Unterkleid und darunter die enganliegenden, auf den Knieen geschlitzten Beinkleider, über welche geschnürte, buntverzierte Halbstiefel bis zu den Waden gezogen waren. In der rechten Hand trug er eine lange hölzerne, oben mit einer Eisenspitze versehene Lanze und um die Hüften war das Schwert gegürtet.

Diese Heldengestalt war mit Ketten belastet. Um das Entfliehen noch zu erschweren, war auf jeder Seite ein Soldat an ihn gefesselt. Mit hocherhobenem Haupte, freiblickend, wie ein König, schritt er inmitten der Cohorte daher und schaute mit einem Blicke tiefer Verachtung auf die fluthende Menge.

„Ihr seid ein Volk von Sclaven," murmelte er. „Vor Euerem Tyrannen, dem entmenschten Nero, wälzt Ihr Euch wie winselnde Hunde im Staube; aber vor einem Gefangenen, der nicht im Stande ist, die Hand zu rühren, habt Ihr Muth, und legt Ihr Euere bübischen Ungezogenheiten an den Tag. Wäre ich frei, ich würde Euch zerbrechen wie dürres Reisig!"

„Was sagt er?“ fragte einer von seinen beiden Wächtern. „Ich verstehe ihn nicht; es ist eine barbarische Sprache,“ gab der andere zur Antwort. „Sie klingt wie das Rasseln eines geborstenen Schwertes. Jupiter soll mich strafen, wenn ich nur ein einziges dieser trotzig klingenden Worte verstehen kann.“

Vor und hinter ihm lärmte die Menge, aber diejenigen, welche an seiner Seite schritten und in sein Gesicht sehen konnten, waren stille, denn obschon er Ketten trug und nicht im Stande war, sich gegen Insulten zu vertheidigen, so übte dieses Antlitz doch eine Gewalt auf sie aus, die ihnen den Mund schloß und sie zur Achtung nöthigte.

In der Nähe des Kapitols standen Acratus und Secundus Carinas, zwei Commissarien des Kaisers Nero, welche im Auftrage des Imperators die verschiedensten Länder bereisten, um aus allen Welttheilen, welche dem römischen Scepter unterworfen waren, die kostbarsten Kunstschätze nach Rom zu schleppen.*) Auf ihrem erhöhten Standpunkte konnten sie den Gefangenen deutlich sehen.

„Mir deucht, daß ich diesem Atlethen schon irgendwo begegnet bin,“ sagte Acratus, „aber ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Lande es war.“

„Dein Gedächtniß ist kurz,“ antwortete Secundus Carinas; „erlaube, daß ich demselben nachhelfe. Wir befanden uns damals auf einer Reise nach Hispanien und hatten den thörichten Gedanken, daß uns das Land Gal-

---

*) Hermann Schiller. Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero. Berlin 1872. Weidmann'sche Buchhandlung. Seite 179.

lien vielleicht Kunstschätze ganz absonderlicher Art bieten werde; aber wir fanden am ganzen Rheinstrome nicht eine goldene oder silberne Schale, kein Götterbild und kein Geräth, welches des Mitnehmens werth war. Um das goldene Haus des Imperators mit Kunstschätzen zu füllen, mußten wir Griechenland durchwandern."

„Mein Freund," entgegnete Acratus, „wenn Du auf unsere Reisen zu sprechen kommst, dann vergißest Du alles Andere; erlaube mir, daß ich Dich auf den Gegenstand meiner Frage zurückführe. Wo sahen wir diesen ungeschlachten Riesen?"

„Ah so! Wir sahen ihn bei Castra Vetera*) dort, wo in geringer Entfernung der Rhein sich in zwei Arme theilt und die batavische Insel bildet. Er stand den Legionen dieser Insel vor, die mit uns im Bündniß ist, und er sagte uns, daß er das eine Auge im Dienste des römischen Reiches verloren habe."

„Richtig, ich erinnere mich jetzt. Die Bataver waren alle solche Riesen, wie er, und wir priesen uns glücklich, solche Bundesgenossen zu haben, zumal jenseits des Stromes die kampfbereiten Germanen stets gegen uns auf der Lauer lagen. Aber was mag dieser treue Anhänger Roms verbrochen haben, daß er in Ketten durch die Straßen geführt wird?"

„Man kann diesen Fremden nimmer trauen. Wer weiß, ob er nicht in die Verschwörung des Vindex verwickelt ist. Uebrigens kann es uns gleichgültig sein, denn auf unsern angenehmen Reisen durch die schönsten Theile der Welt hat die Hinrichtung eines barbarischen Legionsbefehlhabers keinen Einfluß. Es gährt jetzt in ganz

---

*) Das heutige Xanten am Niederrhein.

Gallien, und die Germanen stehen bereit, um mit den überrheinischen Völkerschaften gemeinsame Sache zu machen, aber unsere sieggewohnten Legionen werden diese Aufstände niederschlagen, wie so viele andern."

Der Zug mit dem Gefangenen war unterdessen an der Pforte zum mamertinischen Kerker angekommen. Der Anführer der Cohorte klopfte mit dem eisernen Hammer am Eingange, während die Soldaten zu beiden Seiten desselben Spalier bildeten und den Gefangenen vortreten ließen. Die mit Eisen wohlverwahrte Thüre öffnete sich von innen, und auf der Schwelle erschienen die beiden Kerkerwärter Processus und Martinianus,*) um den Riesen in Empfang zu nehmen.

„Wie heißt der Gefangene?" fragte Processus.

„Claudius Civilis," antwortete der Cohortenführer. „Er ist ein BatavER aus königlichem Geschlechte und des Aufruhrs angeklagt. Verwahrt ihn in dem untern Gefängnisse und habt wohl Acht, daß er nicht entflieht, denn es würde Euch Beiden den Kopf kosten."

„Seid ohne Sorgen Herr," antwortete Processus; „wer einmal durch diese Thüre gegangen ist, der ist sicher aufgehoben."

Er sagte diese Worte in einem so traurigen und niedergeschlagenen Tone, als wenn der einäugige Riese sein Mitleid errege; auch der andere Kerkerwärter Martinianus betrachtete ihn wie einen bereits zum Tode Verurtheilten. „Tritt ein," sprach er, „und rechne es uns nicht an, daß wir Dein Lager in der Finsterniß und Abgeschiedenheit aufschlagen."

---

*) Siehe: W. Herchenbach, die Welt. Italien 4. Seite 17. Regensburg, bei G. J. Manz. — Bädecker, Italien 2, 174. Dr. Th. Gsell-Fels. Rom und Mittelitalien 200.

Die Thüre schloß sich, der Pöbel schrie und tobte noch eine Weile vor dem Gefängnisse, dann lief er auseinander, um an einer Stelle der Stadt irgend ein aufregendes Schauspiel zu genießen. Heute steht über jenem Gefängnisse die Kirche S. Giuseppe de Falegnami, die aber einer viel späteren Zeit, dem Jahre 1539 entstammt.

Die beiden Kerkermeister führten den Claudius Civilis in das untere Gefängniß, ein grauenhaftes, zum Theil in den Felsen gehauenes Loch, in dem die vollständigste Dunkelheit herrschte. Processus zündete ein Licht an und löste die beiden Wächter, welche an Civilis gebunden waren, von ihren Ketten. „Die Flucht ist nicht möglich," sprach er, „darum will ich Euch wenigstens unnöthige Belästigung ersparen."

Der Bataver schaute beim Lichte der Lampe um sich, und sein Blick traf nur auf schwarze Felsenwand und Quadermauern von ungeheurer Dicke. Als sich sein Blick auf den Boden senkte, blieb er an einem Brunnen haften. „Laß mich trinken," sprach er in einem barbarisch klingenden Latein, „denn diese gefühllosen Prätorianer haben mir nicht einmal erlaubt, meinen Durst zu stillen."

Martinianus beugte sich über den Rand des Brunnens, schöpfte von dem Wasser und reichte es ihm, indem er sprach: „Trinke mein Freund, und gewinne Leben und Erleuchtung, denn dieses Wasser ist heilsamer als alle Quellen der Welt."

Civilis setzte das Gefäß an seinen Mund, leerte es bis auf den Boden und begehrte noch mehr zu trinken. Als er das Trinkgeschirr zurückgab, sprach er: „Das Wasser ist gut, aber wenn Du es das beste der ganzen Welt nennst, so beweist das nur, daß Du nicht weit über die Mauern dieses schwarzen Kerkers hinausgekommen

bist; in den gallischen und germanischen Wäldern giebt es Quellen, deren Wasser diesem vorzuziehen ist, und sie sprudeln nicht in der Finsterniß, sondern im hellen Sonnenscheine, und ihre Ränder sind mit duftenden Blumen und lieblichem Moose umgeben."

„Aber diese Quelle," erwiederte Martinianus, „ist geheiligt, denn Petrus und Paulus haben daraus getrunken."

„Wer sind Petrus und Paulus?" fragte Civilis, „ich habe nie von ihnen gehört, und ich begreife nicht, daß eine Quelle besser werden soll, weil zwei unbekannte Männer daraus getrunken."

Martinianus fuhr fort: „Das Licht, welches die Finsterniß des Heidenthums erleuchtet, ist also noch nicht bis in Deine Wälder gedrungen; d'rum laß Dir erzählen, was sich vor Kurzem hier ereignet. Sieben und sechszig Jahre ist es her, daß im Lande Juda der Sohn Gottes, Jesus Christus geboren wurde; er lehrte die Menschen eine neue Religion, die einzig wahre, welche aus dem Munde Gottes selbst gekommen. Obschon seine Lehre eine unbeschreibliche Wohlthat für die gesammte Menschheit war, so haben ihn die Bösen dennoch an's Kreuz genagelt und ihn getödtet."

„So hat er wohl Steuern gefordert, wie die zwanzig römischen Centurionen, welche von den Usipetern und Tenchterern, zwei deutschen Stämmen am Rheine, an's Kreuz geschlagen wurden?" fragte Civilis.

„Nein, er hat niemals Steuern gefordert, sondern nur seine göttliche Lehre gepredigt. Nachdem er gestorben war, gingen seine Jünger in alle Theile der Welt und lehrten die Völker. Die vornehmsten von ihnen, Petrus und Paulus, kamen nach Rom und predigten das Evan-

gelium. Viele bekehrten sich, warfen die Laster von sich und wurden Christen, aber die Mehrzahl der Römer war ihnen gram, und auch der Kaiser Nero haßte sie. Als sie dennoch fortfuhren, zu predigen, gab er den Befehl, daß sie gefangen genommen würden. Das geschah. Mit Ketten beladen brachte man sie hieher, an denselben Ort, an welchem Du jetzt stehst. Wie Du waren sie des Aufruhrs angeklagt, aber sie waren nicht schuldig, denn sie hatten nur Gutes gelehrt und keinen Aufstand erregt.

Mit ihnen waren noch vierzig Männer in diesem schrecklichen Aufenthalte. Petrus und Paulus aber verzagten nicht, sondern lehrten die vierzig Gefangenen und auch mich und Processus. Wir Alle sahen die Wahrheit ihrer Lehre ein, und begehrten die Taufe. In diesem Kerker gab es damals noch kein Wasser, aber Petrus betete zum Herrn, und alsbald entsprang dem Boden diese Quelle, aus der er Wasser schöpfte und uns taufte. So wurden wir Alle Christen.

Bis vor wenigen Tagen lagen sie hier gefangen, und sie wurden oft verhört. Niemand konnte ihnen eine Schuld nachweisen, aber ihr Tod war einmal beschlossen, und so wurden sie am 29. Juni hinausgeführt. Paulus starb den Tod des Schwertes an dem Orte, wo jetzt die drei Quellen sind, und Petrus wurde im Circus des Nero auf dem vaticanischen Felde gekreuzigt. Viele Christen sind auf Nero's Befehl hingerichtet worden, und auch wir beide harren des Tages, an welchem wir für unsern Glauben sterben müssen."

Claudius Civilis schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Fast klingt es, als ob Ihr gerne stürbet. Ist denn der Tod eine angenehme Sache?"

„Für den Glauben zu sterben, ist schön und verdienst-

lich, und die Seelen der Gemarterten schweben von der Erde empor zum Schooße Gottes," sprach Processus, indem er seine leuchtenden Augen zur Decke des Kerkers erhob.

Der Bataver schaute sie verwundert an und entgegnete: „Ihr scheint mir große Narren, aber keine ernsten Männer. Jedes Volk hat das Recht, seinen Glauben zu vertheidigen und diejenigen, welche ihm denselben nehmen wollen, zu strafen. Als Varus in den Teutoburgerwald rückte und die Vermessenheit hatte, die Götterhöhlen in den Externsteinen*) zu einem Mithrastempel umzuschaffen, da rächten sich die Germanen durch einen blutigen Krieg und erschlugen den Varus und seine Legionen. Wenn die Germanen so dem Varus thaten, warum sollen die Römer nicht gerade so mit Petrus und Paulus verfahren?"

„O, es ist da ein großer Unterschied," antwortete Processus, „dort standen Götter gegen Götter, beide gleich unmächtig; Varus tastete den Altar der Cherusker an, die Aposteln aber lehrten nur mit dem Worte der Ueberzeugung —"

„Gleichviel," sprach Claudius Civilis, „mich kümmert ihre Lehre nicht und ich will nicht davon hören; die Götter meiner Heimath reichen aus für mich."

„Ist dieses nicht das elende Loch," fragte er nach einer Weile, „wohin man die gefangenen Fürsten schleppt, nachdem sie im Triumphzuge vom Pöbel verspottet worden sind?"

„Es ist dasselbe Gefängniß," antwortete Martinianus.

---

*) G. Aug. B. Schierenberg. Die Varusschlacht im Teutoburger Engpasse. Detmold 1785, bei Böger gedruckt.

„Hier wurden ihrer viele vom Kerkermeister mit einem Stricke erdrosselt. Jugurtha und viele Andere fanden hier ihren Tod.“

„Ja, ich erinnere mich; einst stand ich an der gemonischen Treppe und war Zeuge, wie sie die Leichname mit langen eisernen Hacken erfaßten, von Stufe zu Stufe zerrten und dann durch die Straßen zum Tiber schleppten.“

„Du warst also schon früher einmal in Rom?“

„Ich kenne Rom mit all' seinen Gassen, und weiß, daß Vieles hier geschieht, was das Licht des Tages nicht vertragen kann. Es fließt viel unschuldiges Blut in diesen Mauern.“

„Du solltest behutsamer in Deinen Reden sein, denn da Du nicht an Christus glauben willst, so fürchtest Du den Tod. Weißt Du nicht, daß die Ohren des Tigellinus, des Oberhauptes der geheimen Polizei, bis in die Kerker reichen?“

Processus hatte bei dieser Warnung die beiden Soldaten mit dem Blicke gestreift, als ob er sagen wolle, daß man nicht wissen könne, was von ihnen zu halten.“

Der eine dieser Wächter, mit Namen Maternus, fühlte sich durch diesen Blick gekränkt. „Glaube von mir und meinem Kameraden Balbinus nichts Böses,“ sagte er, „denn wir sind Christen, wie ihr und wir finden es eines Mannes nicht würdig, zu spioniren und auszulocken.“ Gegen Claudius Civilis gewendet, fuhr er fort: „Processus hat übrigens Recht, wenn er Dir anräth, Deine Zunge im Zaume zu halten, denn unter Tigellinus steht ein großes Heer von Spionen, die sich selbst an die Unschuldigsten herandrängen und ihnen Laster andichten, die sie nicht besitzen, Vergehen ersinnen, die sie nicht begangen haben. Wie oft kommt es vor, daß sich ein Soldat in

bürgerlicher Kleidung neben einen arglosen Bürger*) setzt und Schmähreden über den Kaiser führt. Läßt sich der Angesprochene darauf ein, billigt er die Worte und setzt er gar eigene hinzu, so ist er verloren. Späher und Horcher giebt es in allen Häusern; der Verwandte ist vor dem Verwandten, der Vater vor dem Sohne nicht sicher."

„Wahrlich, es ist so," sprach Balbinus, „und ich wundere mich nicht darüber, denn Tigellinus ist so voller Laster, daß er die ganze Menschheit für schlecht und verworfen hält. Wie sollte auch der, welcher bei der Ermordung von Nero's Mutter die Hand mit im Spiele hatte, von irgend einem Menschen etwas Gutes denken können?"

„Meine Freunde," nahm Prozessus jetzt das Wort, „brechen wir von diesem Thema ab, denn es ist nicht angenehm, über die Fehler und Verbrechen Anderer sich zu unterhalten. Unser Gefangener ist müde vom langen Marsche, und es wird ihm sicher angenehm sein, von seiner Reise auszuruhen. Willst Du Dich schlafen legen, mein Freund?"

„Wo ist das Bett?" fragte Claudius Civilis.

Processus holte aus einem dunkeln Winkel einen mit dickem Bohnenstroh gefüllten Sack, legte ihm denselben vor die Füße und sprach: „Leider kann ich Dir nichts Besseres geben. Es ist mein eigenes Bett, aber ich trete es Dir gerne ab."

„Wie," sprach der Bataver, „hat Nero, der Erbauer des kostbaren goldenen Hauses, nicht einmal so viel Stroh,

---

*) Ludwig Friedländer. Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgange der Antonine I, 338. Leipzig 1869. Verlag von S. Hirzel.

um den Abkömmlingen eines Königs ein schlichtes Lager zu gewähren? Wäre er gefangen auf der batavischen Insel, ich würde ihn betten, wie es einem Imperator zukommt."

Er warf sich nieder, daß die Ketten rasselten, aber er schlief nicht; seine Gedanken führten ihn an den fernen Rhein, und es fiel ihm ein, wie viele und erhebliche Dienste er den Römern geleistet. Er hatte für sie in vielen Schlachten gekämpft und mit seinen Batavern häufig den Ausschlag gegeben, wenn die römischen Adler schon in den Staub zu sinken drohten. In einem dieser Kämpfe hatte er sein Auge verloren, sein Bruder Julius Paulus war auf den bloßen Verdacht des Aufruhrs hingerichtet worden*), und ihm stand dasselbe bevor, obschon man auch ihm nichts nachweisen konnte.

Das Einzige, was man ihm zur Last legen konnte, war seine Freiheitsliebe, aber diese war kein Vergehen, denn ihm und seinem Volke war sie angeboren, und er hatte schon genug gegen sie gesündigt, indem er ein Bündniß mit den Römern einging, für sie kämpfte und das Bürgerrecht aus ihren Händen annahm.

Welches Recht hatte Nero, ihn, den Schuldlosen, vor sein Tribunal zu laden. „Wahrlich," dachte er, „der Geringste in meinem Vaterlande kann sich rühmen, ein besserer Mensch zu sein. An seinen Händen klebt das Blut seiner Mutter, seiner Verwandten und Freunde, das Blut Unzähliger, die kein anderes Verbrechen begangen, als daß er sie nicht liebte. Kenne ich nicht seine nächtlichen Orgien, seine gemeinen und niederträchtigen Schandthaten? Und dieser Mensch, dem ich treu ge-

*) S. Sugenheim. Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur. I, 100. Leipzig 1866. Verlag von Engelmann.

wesen bin, obschon Treue gegen ihn ein Verbrechen an der Menschheit ist, dieser feige Wüstling will mich richten! Wie beneide ich die Germanen, welche den Nacken nicht vor ihm beugten! O, wäre ich zu ihnen gegangen, ich läge nicht in diesem abscheulichen Kerker."

In Gallien war damals durch Vindex ein Aufstand ausgebrochen, der nichts Geringeres bezweckte, als Gallien seine alte Selbständigkeit zurückzuerobern: aber Claudius Civilis hatte mit diesem Aufstande nichts zu thun, und auch seinem hingerichteten Bruder hatte eine Betheiligung nicht nachgewiesen werden können, aber Tigellinus, der die Gallier haßte, und seinen Vortheil darin fand, den Kaiser durch Blut und Mord stets in Aufregung zu erhalten, wollte sich der Männer, welche durch ihre Stellung und Geburt nicht ohne Einfluß waren, um jeden Preis entledigen. Nero weilte um diese Zeit in Griechenland, wo er als Comödiant und Sänger auf den Bühnen auftrat und billige Lorbeeren sammelte. In Rom wartete man vergebens auf seine Rückkehr, und doch wäre es nöthig für ihn gewesen, von dem tollen Schwindel abzulassen und sich ernsten Staatsgeschäften zu widmen, denn in Palästina wurde eben ein großer Krieg geführt, in Gallien gährte es an allen Enden und selbst in Rom bereitete sich eine Verschwörung vor, die schon kein Geheimniß mehr war.

Alles das bedachte Claudius Civilis in diesem Augenblicke, und es ekelte ihn an, daß ein Mann von so wenig Ernst der Herr seines Volkes war. Den Tod fürchtete er nicht; er hatte demselben in vielen Schlachten in's Auge geschaut, ohne mit einer Wimper zu zucken; aber daß er der Laune und Willkühr eines Knaben geopfert werden sollte, das schmerzte ihn.

Während er so seinen Gedanken hingegeben war, sangen die vier Männer, welche zu seiner Wache da waren, fromme Lieder und sprachen inbrünstige Gebete. Er hörte es, und sein Herz wurde sanfter gestimmt, aber er empfand kein Bedürfniß, sich in ihre Seelenangelegenheiten zu mischen, und er hielt solche Dinge für viel zu unbedeutend, um darüber nachzudenken; aber es wollte ihm doch bedünken, daß in diesen Liedern und Gebeten eine größere Kraft liege, als in denen, welche bei seinem Volke geübt wurden.

Als sich die Sänger von den Knieen erhoben hatten, hörte man draußen lautes Klopfen. Martinianus eilte an die Thüre und fragte, wer Einlaß begehre.

„Oeffne!" rief ihm eine schreckenerregende Stimme zu, die er nur allzuwohl kannte, denn sie gehörte dem gefürchtetsten Manne in Rom, dem Sofonius Tigellinus an. Dieser Mann befand sich in jener Zeit im Besitze hoher Aemter, denn er war Präfect der Prätorianer oder Gardecommandant, Chef der geheimen Polizei und Oberst der Nachtwachen. Auf den Kaiser Nero hatte er einen großen Einfluß, denn er war seine hülfreiche Hand bei dessen abscheulichen Nachtschwärmereien, unterstützte seine viehischen Gelüste und seine Mordthaten. Es gab kein Verbrechen, welches er nicht begangen hatte, keine Schlechtigkeit, die ihm nicht Freude machte. Jeder zitterte vor ihm, denn Jeder wußte, daß er ihn durch ein einziges Wort verderben konnte.

Martinianus öffnete die Thüre und fragte nach seinem Begehren.

„Führe mich in den Kerker zu dem Bataver."

Martinianus gehorchte. Als aber Tigellinus in das finstere Kerkerloch getreten war und sah, daß die beiden

Soldaten nicht mehr an Claudius Civilis gefesselt waren, glühten seine Blicke vor Zorn.

„Auf wessen Veranlassung ist dieses geschehen?" fragte er.

Processus antwortete: „Hoher Herr, aus diesem Gefängnisse kann Niemand entweichen. Warum sollten wir ihnen und dem Gefangenen nicht die Erleichterung verschaffen, daß sie sich freier bewegen können?"

„Ihr wollt also auf eigene Faust gegebene Befehle aufheben und gleich dem Imperator Milde oder Strenge üben, wie es Euch gut dünkt? Saget mir doch, ob Ihr nicht auch die Wächter des Petrus und Paulus waret, die vor einigen Tagen hingerichtet worden?"

„Wir waren es."

„Gut, daß ich mich daran erinnere. Es läuft eine merkwürdige Fabel durch Rom. Man sagt, auf das Gebet dieser beiden Männer sei ein Brunnen aus dem Boden des Gefängnisses gesprudelt*). Was sagt Ihr davon."

„Herr," antwortete Processus, „mit den beiden Heiligen lagen noch vierzig Gefangene hier in Ketten. Petrus und Paulus lehrten uns das Wort Gottes, und dieses drang so tief in unsere Herzen, daß wir begehrten, getauft und unter die Christen aufgenommen zu werden. ‚Wir haben kein Wasser,' sprach Petrus, aber nachdem er gebetet und das Gefängniß mit dem Kreuze bezeichnet hatte, sprang die Quelle hervor, die Du hier vor Deinen Augen siehst. Mit dem Wasser taufte er uns."

„Ihr lügt," rief Tigellinus, „dieser Brunnen ist

---

*) Josef Georg Dreher. Leben und Thaten der Heiligen III, 32. Augsburg 1860. Kollmann'sche Buchhandlung.

von jeher da gewesen, aber Ihr bekennt, daß Ihr Christen seid.“

„Wir bekennen es mit Herz und Mund.“

„Wohl, so werde ich Euch dem Obersten des Hofgerichtes übergeben.“

„Herr, thue mit uns nach Deinem Wohlgefallen. Wir werden auch dem Obersten Paulinus bekennen, daß wir Christen sind, denn es giebt für uns keine größere Ehre.

Tigellinus wandte sich jetzt an den Gefangenen: „Bist Du Claudius Civilis, der Bataver?“

„Ich bin's; Du weißt es ja, denn Du hast mich oft genug am Hofe des Imperators gesehen.“

„Du bist der Empörung und des Aufstandes angeklagt.“

„Der Mund welcher diese Anklage gemacht hat, sollte auf ewig verschlossen werden, denn er ist ein lügenhafter Mund.“

„Warum stehst Du nicht von Deinem Lager auf, wenn Tigellinus mit Dir redet?“

„Nimm erst diese ungerechte Anklage von mir, dann werde ich aufstehen; aber so lange ich diese schmählichen Ketten trage, wartest Du vergeblich auf diese Ehre. Einem freien Bataver kann man wohl mit Gewalt Fesseln anlegen, aber man kann ihn nicht zwingen, seinen Willen zu demüthigen.“

Tigellinus erhob einen Fuß, um ihn zu treten; aber ein flammender Blitz aus den Augen des Gefangenen machte ihn erbeben. Unwillkührlich trat er einen Schritt zurück.

„Danke den Göttern, daß Du zu feige bist, mich anzurühren,“ brüllte Claudius Civilis; „ich wäre auf-

gestanden, aber Du würdest an meiner Stelle gelegen und Dich nicht mehr erhoben haben."

Tigellinus knirschte vor Wuth, aber er war in der That zu feige, sich dem Riesen zu nähern.

„Erinnere Dich an Jugurtha, an Petrus und Paulus und an viele Andere, deren Leichen mit eisernen Haken die gemonische Treppe hinabgeschleift wurden," schrie er.

„Es ist besser, ich denke nicht daran, denn wenn ich lebend aus dem Kerker komme, könnte es sich leicht ereignen, daß mein erster Gang zu dem Henker des römischen Reiches ginge. Uebrigens ist es nicht Deine Sache, mich zu verhören. Dem Kaiser werde ich Rede und Antwort geben und ihm sagen, daß der niedrigste Sklave Dich an Ehre und Würde überragt."

Der Oberst der Nachtwachen antwortete nicht. „Folgt mir," sprach er zu Processus und Martinianus; ich werde Euere Stellen mit zuverlässigeren Leuten besetzen."

Vor dem Gefängnisse wartete ein Trupp Vigiles oder Nachtwächter auf ihren Obersten. Er wählte aus denselben zwei, auf welche er das meiste Vertrauen setzte, und befahl ihnen, im mamertinischen Kerker die Wache zu thun und die beiden Soldaten wieder mit dem Bataver zusammenzuschließen.

Seine schwarze Seele brütete Rache, und er gedachte dieselbe in kurzer Frist auf eine blutige Weise zu stillen. Vorderhand sollten die beiden Christen Processus und Martinianus seine starke Hand fühlen. Er ließ sie mit Stricken binden und durch die Vigiles vor sich hertreiben. Schon nahte sich der Abend, und die Stunde, in welcher der Oberst des Hofgerichtes Recht zu sprechen pflegte, war längst vorüber; dennoch ließ er sie auf den Palatin

führen und dem Obersten sagen, daß er ihn sofort sprechen müsse.

Paulinus erschien; als er aber die beiden Gefangenen sah, wandte er sich an Tigellinus und sprach: „Morgen um die neunte Stunde werde ich sie verhören.“

„Ich rathe Dir, es sogleich zu thun, denn diese beiden Männer sind Christen, also Feinde des ganzen Volkes.“

Als Paulinus dieses hörte, setzte er sich sogleich zu Gerichte und begann das Verhör. Sie bekannten freimüthig, daß sie Christen seien und in diesem Glauben verharren wollten. Kein Bitten, kein Zureden, keine Versprechungen halfen.

Um sie durch Schmerz andern Sinnes zu machen, ließ er ihnen zuerst Backenstreiche geben, dann sie mit Ruthen peitschen. Es half nicht; sie bekannten nur desto freudiger ihren Glauben. Auch die Folter, durch welche er ihnen unbeschreibliche Qualen verursachte, half nicht.

Da ließ er sie in den Kerker werfen und stellte die Sache durch Brief dem Kaiser vor. Dieser befahl, daß sie enthauptet würden. Zu diesem Zwecke wurden sie vor die Stadt geführt und auf dem Richtplatze mit dem Schwerte hingerichtet.

Die Leiber der Martyrer wurden von der frommen Matrone Lucina auf einem ihrer Güter zur Erde bestattet.

Claudius Civilis hatte geglaubt, er werde nun sogleich vor den Richter geführt und entweder frei gelassen oder abgeurtheilt werden, aber die Hoffnung erwies sich als eine Täuschung. Tigellinus hatte es zwar beim Kaiser nicht an Mahnbriefen fehlen lassen, aber dieser war jedem ernsten Geschäfte abhold und füllte seine Tage und Nächte mit Schwelgereien, Mordthaten, lächerlichen

Bubenstreichen, Theatervorstellungen aus. Auf den griechischen Bühnen hatte er gesungen und geschauspielert, und jetzt setzte er dieses Treiben in Neapel fort. Auch als er endlich heimkehrte, hatte er noch keine Lust zu Staatsgeschäften. Sonst dem Munde seines verbrecherischen Spießgesellen so zugänglich, mochte er jetzt nichts von ihm hören; nur wenn es galt, seine Gelüste zu befriedigen, hörte er auf die Rathschläge seines Freundes.

So mußte Civilis lange Zeit in dem finstern Kerker zubringen, in welchem die Luft so verpestet war, daß selbst die Wächter, die doch von Zeit zu Zeit wechselten, von Uebelkeiten und Krankheiten befallen wurden.

Der Gefangene empfand die ihm zugefügten Unbilden von Tag zu Tag tiefer, und das Rachegefühl, welches er schon mit nach Rom gebracht hatte, steigerte sich mit jeder Stunde.

Es blieb ihm hinreichende Muße, zu überlegen, wie er sich einrichten wolle, wenn es ihm gelänge, wieder in die Heimath zurückzukehren. Seinen Kriegsplan überdenkend, stellte er denselben in den Hauptzügen fest und war fest entschlossen, die Rebellion zu beginnen, sobald er den Fuß wieder auf heimischem Boden habe.

Endlich kam der Tag der Vorladung. Beschmutzt und abgerissen, kaum noch einem Menschen ähnlich sehend, wurde er aus seinem Gefängnisse hervorgezogen. Man wollte ihn zwingen, sich in ein Bad zu begeben und neue Kleider anzulegen; aber er widersetzte sich dem auf das Entschiedenste. „In diesem Koth will ich vor Nero stehen," sagte er. „Wage Niemand, mich anzurühren, denn wahrlich, Alle, die sich mir nahen, sollen unter meinen Händen das Leben verlieren." Mit Bitten und Drohungen verging die Zeit, und die Stunde, wo er vor

dem Herrscher erscheinen sollte, war schon da. Die Schergen wagten es nicht, zu spät zu kommen, denn jede Verzögerung konnte ihnen das Leben kosten.

Unter großem Volkstumulte wurde er zum goldenen Hause, dem Prachtpalaste des Nero, geführt. Die beiden kaiserlichen Baumeister, Severus und Celer*), hatten sich durch die Herstellung dieses Gebäudes, welches in der Welt seines Gleichen nicht hatte, unsterblichen Ruhm erworben. Der Bataver wurde in die goldstrotzende Halle vor das Tribunal geführt, wo Nero schon auf seinem Marmorsessel thronte.

Neben ihm stand Tigellinus. Er bebte zusammen, als er den Gefangenen in dem Schmutze des Kerkers ankommen sah. Nero aber achtete kaum auf ihn, denn sein Kopf war noch schwer von den nächtlichen Orgien.

„Wer ist der Gefangene?" fragte er.

Tigellinus gab zur Antwort: „Claudius Civilis, der Bataver, der es gewagt hat, sich in Gallien an dem Aufstande zu betheiligen. Mache kurzen Prozeß mit ihm, verurtheile ihn zum Tode. Ich stehe für die Richtigkeit der Beweise."

Nero erhob seine Augen, und als dieselben auf den mit Schmutz bedeckten Bataver fielen, runzelte sich seine Stirne, aber ehe er noch den Mund aufgethan, stürzte mit blassem Gesichte und großer Bestürzung ein Freigelassener in die Halle und flüsterte dem Kaiser einige Worte zu. Dieser sprang entsetzt von seinem Sessel auf und rief: „Bringt den Gefangenen wieder in den Kerker."

Auf dem Wege zum Carcer Mamertinus erkannte Claudius Civilis, daß Rom eine andere Gestalt an-

*) Hermann Schiller 178. 641.

genommen. Lärmende Volkshaufen durchströmten die Straßen und eilten dem goldenen Hause zu. „Tod dem Tyrannen!“ schrieen sie. „Er muß sterben, das Maß seiner Verbrechen ist voll!“

Claudius Civilis lächelte. „Der Comödiant hat ausgespielt,“ flüsterte er. „Diejenigen, welche ihn wie einen Gott angebetet haben, fallen jetzt von ihm ab. Vielleicht ist er schon in einer Stunde eine Leiche. Ich aber lebe noch, und hoffe, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, wo mir der Thronwechsel die Freiheit bringt.“

Nicht lange nachher befand er sich wieder im Kerker, aber selbst in diesen verborgenen Ort war schon die Kunde der Empörung gedrungen. Selbst Maternus und Balbinus, die immer mit ihm gefesselt waren, drückten die Hoffnung auf baldige Erlösung aus.

„Ihr seid Christen,“ murmelte er, „Ihr könnt keine Rache nehmen, aber ich werde es thun, denn es ist süß und angenehm, dem Feinde nach Verdienst zu vergelten. Für das Blut meines Bruders werde ich tausendfache Opfer fordern.“

II.

In dem dumpfen Kerker vernahm man nicht, was in Rom vorging; man hörte nicht den Lärm der Cohorten, nicht das Toben des Volkes, aber man wußte, daß sich eine Veränderung vollzog. Nero's Nachfolger war damals auf dem Wege nach Rom, aber konnte sich demselben nur unter Kämpfen nähern, und so zog sich die Haft in die Länge. Endlich befand er sich in der Stadt. Schon am zweiten Tage erschien ein Commissar und sprach: „Freue Dich, Claudius Civilis, denn ich bringe Dir die Freiheit. Nero ist vor der Wuth des

Volkes entflohen und hat sich selbst den Tod gegeben. An seiner Stelle ist jetzt Galba Kaiser des Römerreichs; er schenkt Dir die Freiheit. In den Bädern des Nero wirst Du Geld, Kleider, Pferde und Diener finden. Kehre heim und stelle Dich wieder an die Spitze Deiner Legionen, denn jetzt gilt es, für den neuen Herrscher zu kämpfen, den Viele noch nicht anerkennen wollen."

Die Ketten fielen von seinen Händen und Füßen, denn die Wächter, die ihn lieb gewonnen hatten, beeilten sich, ihm die Freiheit zu geben.

Mit wildem Grimme durchschritt er die Straßen, stets bereit, die Hand an's Schwert zu legen, aber die Pöbelhaufen, welche ihn bei seinem Einzuge verhöhnt, achteten nicht auf ihn; sie waren zu sehr mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, um ihr Augenmerk auf einen einzelnen Mann zu richten.

In den Bädern wurde er mit Auszeichnung empfangen, und eine Schaar von Sclaven stand bereit, ihn zu bedienen. Nachdem er in den Dampfbädern seinen Körper von dem Schmutz des Gefängnisses befreit hatte, brachte man ihm eine Uniform, wie er sie als Commandant der Legionen trug; auch gab man ihm neue und auserlesene Waffen und ein Pferd von unvergleichlicher Schönheit und Güte. Die Diener, die ihm folgen sollten, wies er zurück: „Bleibt in Rom," sprach er, „denn der Winter ist da, und in meinem Lande giebt es jetzt nur Schnee und Eis, und es fehlt gänzlich an Festen und Schauspielen, wie Ihr sie gewohnt seid."

Mit fröhlichem Herzen blieben sie daheim; er aber ritt zum Tempel des Herkules, schwor den Römern Rache und gelobte, Bart und Haupthaar*) nicht eher zu kürzen,

*) S. Sugenheim 100.

bis dieselbe befriedigt sei. Schon bei seiner Abreise von Rom hatte er die Freude, daß das Volk in den Straßen nach dem Blute des Tigellinus schrie.

Während er die Reise nach dem Rheine macht, wollen wir nachholen, was zum Verständnisse des Folgenden nothwendig ist:

Während Nero noch lebte, erhob sich in Gallien Cajus Julius Vindex*) gegen den Kaiser. Da er mütterlicherseits aus königlichem Geschlechte stammte und sein Vater römischer Senator gewesen war, so besaß er ein großes Ansehen. Dieses wurde noch in hohem Grade vergrößert, als Nero ihm die Statthalterschaft in Gallien übergab. Jetzt war er nicht allein der angesehenste, sondern auch der mächtigste Mann in ganz Gallien. Als er die Mißwirthschaft in Rom, die Verbrechen und Schändlichkeiten des Nero sah, kam er auf den Gedanken, Gallien, welches das ganze linke Rheinufer, Frankreich, Belgien, Luxemburg, Holland und Spanien umfaßte, von Rom loszureißen, einen eigenen gallischen Staat zu bilden und an dessen Spitze zu treten.

Ohne Furcht bestieg er den Rednerstuhl und schilderte den lauschenden Galliern, alle Bedrückungen, die sie von den Römern erduldet, mit so feurigen Worten, daß Haß und Rache in ihren Herzen zu keimen begannen; dann wandte er sich im Besondern gegen Nero und that ihnen dar, wie wenig dieser Tyrann würdig sei, an der Spitze eines so großen Reiches zu stehen: „Er hat sich nicht damit begnügt, die halbe Welt auszuplündern und alle Kunst- und Werthschätze nach Rom zu schleppen, sondern auch seine Hände mit dem Blute der Edelsten aus dem

*) Cassius Dio, Römische Geschichte 63, 22.

römischen Volke und dem Senate befleckt; ja, er ist sogar so weit gegangen, seine eigene Mutter aus dem Leben zu schaffen. Oft genug bin ich außerdem in Rom Zeuge gewesen, wie er als Schauspieler, als Sänger oder als Citherspieler im Theater auftrat und das Volk mit seinen Thorheiten belästigte. Wie einer der niedrigsten aus der untersten Klasse des Volkes zieht er Nachts in den Straßen umher und treibt in den Gassen und in den Schenken seinen bubenhaften Muthwillen. — Das Register würde kein Ende nehmen, wollte ich auch nur ein Theilchen von seinen Thorheiten und Schlechtigkeiten vorführen. Und einem solchen Menschen sollen wir gehorchen und uns von seinen Beamten schinden lassen? Auf, erhebt Euch, schüttelt das Joch von Euch und werdet frei!"

Die Legionen, welche seine Rede hörten, erhoben ein großes Beifallsgeschrei und erklärten sich sogleich bereit, in seinem Sinne zu handeln.

Vindex forderte aber die Regierung nicht für sich, sondern für den Servius Sulpicius Galba, einen betagten Greis, welcher um jene Zeit Statthalter von Spanien war und eine große Truppenzahl unter seinem Befehle hatte; auch ein durchaus tüchtiger Mann und ein edler Character war.

In Deutschland war damals Rufus Statthalter. Sobald dieser von der Empörung hörte, eilte er mit seinen Truppen herbei, um sich dem Vindex entgegenzuwerfen; es scheint aber, daß auch Rufus von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugt war, denn beide Männer hatten eine Unterredung miteinander, wobei Niemand Zeuge war.

Durch ein Mißverständniß soll es dennoch zu einem Kampfe zwischen den Legionen gekommen sein, und dieser fiel für Vindex so unglücklich aus, daß er sich in sein

Schwert stürzte. Die Soldaten des Rufus eilten nun herbei und zerhackten seine Leiche. Sie wollten sich dadurch den Anschein geben, als seien sie es gewesen, welche den Vindex umgebracht hätten.

Die Geschichte dieses Kampfes ist noch dunkel und wenig aufgehellt, doch sollte man aus dem Benehmen der Soldaten des Rufus schließen, daß sie allerdings mit der Absetzung des Nero zufrieden waren, daß sie aber als Nachfolger nicht den Galba, sondern den Rufus haben wollten. Diese Meinungsverschiedenheit mag es gewesen sein, welche zum Kampfe führte und welche auch Veranlassung gab, daß sie die Leiche des Vindex zerhackten.

Gleich nachher rissen sie allenthalben die Bildsäulen des Nero nieder und riefen ihren Oberfeldherrn Rufus zum Kaiser aus. Dieser aber weigerte sich, die Würde anzunehmen, und drang entschieden darauf, daß dem Senate in Rom die Entscheidung überlassen werde. Dieser wählte nicht den Rufus, sondern den Galba.

Galba verließ Spanien und kam nach Rom, wo er gerecht regierte, aber so sparsam war wie Nero verschwenderisch gewesen. Gerade dieser letztere Umstand brachte die Legionen am Rheine, welche beim Thronwechsel große Geschenke erwartet hatten, auf, und sie dachten an Empörung. Auch in Rom selbst brach ein Aufstand aus und Otho warf sich zum Herrscher auf. Galba wurde auf dem Forum von Reitern und Fußsoldaten in Gegenwart der Senatoren und des Volkes im Alter von zweiundsiebzig Jahren ermordet. Die Leiche wurde mißhandelt, der Kopf vom Rumpfe getrennt und auf eine Stange gesteckt.

An seine Stelle trat Otho, der aber nur neunzig Tage regierte und sich dann selbst den Tod gab.

Wir sehen also, daß das Römerreich vor einer großen Gefahr stand. Es war jetzt so weit gekommen, daß nicht mehr der Senat die kaiserliche Würde vergab, sondern die Legionen. Wer ihnen zusagte, wer ihnen die meisten Vortheile versprach, den riefen sie zum Kaiser aus, mochte er tauglich oder untauglich, würdig oder unwürdig sein. Zu keiner Zeit war ein solches Treiben gefährlicher, als jetzt, denn wie wir aus Flavius Josephus erfahren, war ganz Gallien aufständisch und widerwillig.

Die Legionen am Rheine hatten von Galba Belohnungen und Auszeichnungen erwartet, und da ihnen weder das Eine, noch das Andere wurde, so empfanden sie bald eine große Abneigung gegen den neuen Kaiser, welche von Tag zu Tag zunahm.

Mitten in diesem Wirrwarr erschien Civilis mit seinen Rachegedanken am Rheine, aber er durfte dieselben noch nicht laut werden lassen, sondern mußte sich damit begnügen, das Feuer unter der Asche zu schüren.

Fast gleichzeitig mit ihm war Aulus Vitellius, einst Wagenlenker des Nero, am Rheine angekommen, um im Auftrage des Kaisers die Lager an diesem Strome zu untersuchen. Dieser Mann war der größte Schlemmer, Wollüstling und Verschwender; aber er wußte sich durch seine Freigebigkeit und seine Schmausereien bei den Legionen und Befehlshabern beliebt zu machen. Als nun der Tag anbrach, an welchem die rheinischen Legionen dem neuen Kaiser Galba Treue schwören sollten, da widersetzten sich diese; statt den Schwur zu leisten, zertrümmerten und zerrissen sie Galba's Bildnisse. Der Aufstand verpflanzte sich mit großer Schnelligkeit von Mainz nach Bonn, wo dieselben Widersetzlichkeiten begangen wurden.

In der Neujahrsnacht des Jahres 69 brachte der Befehlshaber der Bonner Legionen die Nachricht nach Cöln zum Vitellius, wo dieser eben seinen Rausch vom vorhergehenden Abende ausschlief. Man weckte ihn und brachte ihm die Botschaft von dem Aufstande und von dem Willen der Soldaten, ihn zum Kaiser auszurufen.

Sofort mußte er sich erheben und in den Nachtkleidern vor den Legionen erscheinen, die ihn ohne Aufschub zum Kaiser ausriefen und mit dem Purpur schmückten. So stand der Schlemmer, welcher in vier Monaten einundvierzig Millionen römischer Thaler verpraßte und in keiner Hinsicht des Thrones würdig war, plötzlich an der Spitze des größten Reiches der Erde. Die Römer wechselten jetzt ihre Kaiser, wie die Wäsche: Nero, Galba, Otho, Vitellius — sie folgten aufeinander, wie die Bilder eines Panorama's. Die Legionen, denen es so leicht wurde, Kaiser abzusetzen und neue zu ernennen, wollten auch in anderen Dingen ihren Willen haben. Gleich, nachdem sie den Vitellius erhoben hatten, bezeichneten sie eine Anzahl Personen, deren Tod sie verlangten. Vitellius ließ sie ergreifen, durch die Straßen Cöln's schleppen und enthaupten.

Seit dem Aufruhr des Vindex hatten die römischen Soldaten einen furchtbaren Haß gegen die Hülfstruppen der germanischen und gallischen Völker, deßhalb verlangten sie auch den Tod des Claudius Civilis, welcher mit acht Cohorten seiner Bataver in Cöln anwesend war. Schon umzingelten sie ihn von allen Seiten mit wildem Geschrei und drangen drohend mit ihren Schwertern auf ihn ein. Sicher würden sie ihn getödtet haben, wenn Vitellius nicht für ihn eingetreten wäre. Er fürchtete nicht allein die acht Cohorten der Bataver, sondern auch

die Rache ihrer Landsleute, die mit den Römern im Bündnisse waren. Besser schien ihm Freundschaft, als Feindschaft, deßhalb hielt er die Soldaten von der Mordthat zurück.

Weit entfernt, ihm dafür dankbar zu sein, befestigte den Civilis diese neue Lebensgefahr nur in der gelobten Rache. Die Zeitumstände waren günstig, denn der nach Rom ziehende Kaiser entblößte die Lager von Soldaten, weil er zur Besiegung seines Gegenkaisers ein großes Heer bedurfte.

Den Galba brauchte er schon nicht mehr zu fürchten; man hatte ihn in Rom erschlagen, aber Otho begann schon, sich zu befestigten und bot allenthalben Truppen nach Rom auf. Der Mannschaften wurden aber bald noch mehr nöthig.

Mit der Erhöhung des unwürdigen Schlemmers waren viele Truppen nicht zufrieden, und er hatte kaum das Regiment in Rom angetreten, als sich auch schon die Nachricht verbreitete, Vespasian trachte nach der Kaiserwürde. Civilis lauschte begierig auf diese Neuigkeit, denn Vespasian war ihm befreundet und wenn es zu Streitigkeiten zwischen den Legionen kam, so konnte er leicht den Vorwand gebrauchen, er kämpfe für Vespasian, der viel würdiger sei als Vitellius. Mit ihm mußten noch viele Römer dieser Ansicht sein, und so konnte er unter dem Scheine der Freundschaft das Schwert ziehen, angeblich für Vespasian kämpfen und dennoch den Abfall der Gallier und Germanen vorbereiten.

Vorsichtig hatte er sich von Cöln zurückgezogen und weilte in seiner Heimath auf der batavischen Insel. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, wo er auf den Druck und die Härte der Römer aufmerksam machen konnte.

Kleine Fünkchen waren es nur, die er umherstreute, aber er hatte die feste Absicht, daß sie nach und nach zu einem großen Brande werden sollen. Es fehlte natürlich nicht an Gleichgesinnten, die seine dunkeln Reden mit Freuden anhörten und wieder Andere zur Unzufriedenheit anstachelten.

Eines Tages, als er sinnend durch den heiligen Hain wanderte und über seinen Plänen brütete, hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Er wandte sich um und gewahrte einen römischen Soldaten, dessen Angesicht ihm bekannt erschien.

„Claudius Civilis," rief dieser ihm zu, „ich komme mit einer Botschaft, die ich geheim bestellen soll."

„So binde Dein Pferd an einen Baum und folge mir in einiger Entfernung, doch so, daß uns Niemand belauschen kann."

Der Soldat stieg ab, führte das Pferd zwischen hohes Gesträuch, wo es von Vorübergehenden nicht gesehen werden konnte, dann folgte er dem Civilis in beträchtlicher Entfernung. Dieser wandte sich nach einiger Zeit um und machte dem Soldaten ein Zeichen, rasch zu folgen.

Sie gelangten jetzt an eine Stelle des Waldes, wo riesige Bäume ihre gewaltigen Stämme hoch in die Luft erhoben und über ihnen ein dichtes Blätterdach bildeten.

„Wir sind hier allein," sprach Civilis, „denn in der Nähe liegt den Göttern geweihter Boden, den Niemand ohne die Erlaubniß des Priesters betreten darf. Ich erwarte nun Deine Botschaft."

Der Reiter zog einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn dem Civilis. Dieser öffnete denselben und las ihn mit großer Aufmerksamkeit durch, ohne eine Miene zu verziehen, denn der Umgang mit den

Römern hatte ihn gelehrt, daß oft ein Blinzeln der Augen die verborgensten Geheimnisse verrathen konnte. Nachdem er gelesen, steckte er den Brief zu sich, und starrte schweigend auf das grüne Moos zu seinen Füßen.

„Werde ich meinem Herrn eine geschriebene Antwort zurückbringen?" fragte der Reiter.

„Nein," antwortete Civilis, „da Du auf der breiten Straße bleiben und an den Castellen der Römer vorüber mußt, so könnte ein Brief leicht in ihre Hände fallen, was weder für Dich, noch für mich angenehm wäre. Wenn Du zu Primus Antonius*) zurückkehrst, so sage ihm, sein Auftrag solle erfüllt werden; er sei nicht ohne Gefahr, denn sicher führe er schwere Kämpfe im Gefolge, aber ich würde immer eingedenk sein der alten Freundschaft, die ich stets für Vespasian gehegt. — Nun aber, da die Geschäfte abgethan sind, sage mir, ob Du nicht jener Balbinus bist, der in meiner Gefangenschaft an meine rechte Seite geschlossen war?"

„Ich bin derselbe und freue mich, daß Du mich wiedererkanntest."

„Was macht Dein Kamerad Maternus?"

„Er ist noch immer Soldat, wie ich, und wir dienen beide unter Primus Antonius, der für den würdigen Vespasian kämpft."

„Du nennst ihn würdig. Giebst Du ihm diesen Beinamen aus einem besondern Grunde?"

„Deine Fragen sind äußerst vorsichtig, Civilis. Als Du noch im mamertinischen Kerker lagest, hatte Deine Zunge freieres Spiel. Ich erinnere Dich daran, daß die Wächter Processus und Martinianus, Dich oft genug

---

*) Tacitus, Geschichtsbücher IV, 13.

warnen mußten, aber Du hörtest nicht auf sie. Ich aber will offen und freimüthig gegen Dich sein, denn obschon Du kein Christ bist, so weiß ich doch sehr wohl, daß Verrath und Doppelzüngigkeit Dir ferne liegen. So wisse denn, daß ich den Vespasian an und für sich schon für würdig halte, auf dem Throne des Augustus zu sitzen, daß aber seine Würde noch ungleich größer wird, wenn ich ihn mit Aulus Vitellius vergleiche. Es ist ein wahrer Spott auf das Kaiserthum, daß ein solcher Bösewicht das Scepter der Regierung in der Hand hat. Meine Religion verbietet mir, an alle die Sünden zu denken, die er begangen und noch fortwährend begeht. Seine Mahlzeiten werden Rom noch ruiniren und bis an den Hals in Schulden stürzen. Sei versichert, daß dieser Schlemmer nicht lange auf dem Throne bleibt. Wenn Vespasian ihn nicht angriffe, so würde ihn bald das römische Volk umbringen."

Claudius Civilis war in der That sehr vorsichtig geworden. Sein Arm und sein Kopf thaten der Heimath so sehr noth, daß er sie nicht durch Unvorsichtigkeit gefährden durfte. Er lenkte deßhalb das Gespräch auf einen andern Gegenstand. „Mein Freund," sagte er, „seit ich von Rom Abschied genommen, hat sich dort wohl Manches geändert."

„Nur die Personen Civilis, die Laster aber sind geblieben. Nero war ein Scheusal, und die nach ihm gekommen sind, gaben ihm nicht viel nach; nur Galba, der kraftlose Greis, machte eine Ausnahme. Ich sage Dir, Rom ist durch seine Götter und seine Herrscher so tief in den Koth gesunken, daß es nur durch den Christengott, unsern Herrn Jesus Christus gerettet werden kann."

„Du sagtest mir damals, Jesus Christus sei an's

Kreuz genagelt worden und an dem Holze gestorben; wie kann er denn Rom behülflich sein?"

„Sein Leib ist gestorben, aber seine Lehre stirbt niemals; sie lebt fort von Geschlecht zu Geschlecht und wird schließlich den ganzen Erdkreis besiegen."

„Wie magst Du vom Siege dieser Idee reden? Ihr Stifter und seine Jünger wurden hingerichtet, und ich selbst bin Zeuge gewesen, wie Processus und Martinianus zum Tode geführt wurden? Wo aber bleiben die Wirkungen der Lehre, wenn alle Bekenner getödtet werden?"

„O Civilis, aus dem Blute der Gemarterten entsprießen stets neue Christen, und es wird eine Zeit kommen, wo ganz Europa und Asien die Zahl derselben kaum fassen kann. Eine Idee, welche in Gott wurzelt, kann nicht mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Auch Du könntest Dich der Gnaden des ewigen Gottes theilhaftig machen, wenn Du den ernstlichen Willen hättest."

„Ich habe aber diesen Willen nicht, Balbinus; ich fühle einen anderen Beruf in mir und hoffe zu den Göttern, daß sich derselbe erfüllt. Nun aber lebe wohl und kehre wohlbehalten zu Deinem Herrn zurück!"

Balbinus erhob sich, grüßte und ging zu seinem Pferde zurück. Nach einiger Zeit hörte Civilis den dumpfen Hufschlag auf dem weichen Waldboden. Auch er verließ den Wald und kehrte nach seinem Wohnorte, der Stadt der Bataver, dem heutigen Nymwegen, zurück.*)

In seinem Hause angekommen, trat ihm ein Centurio entgegen, der ihm ebenfalls einen Brief überreichte

*) Dr. Jakob Schneider. Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. I, 2. Abschnitt. Düsseldorf 1860.

und mit einer Verbeugung sagte: „Vom Imperator! Du möchtest ihn sogleich lesen.“

Er öffnete den Brief und las folgenden Inhalt: „Vitellius an Claudius Civilis. Angesichts dieses Briefes sollst Du bei den Batavern eine Aushebung vornehmen. Sei strenge und nimm alle Mannschaften, die tauglich zum Kriege sind, denn ich werde von Vespasian hart gedrängt und bedarf der Hülfe. Alles, was von den Batavern schon das Schwert getragen, sende mir unverzüglich zu, und die neue Mannschaft, sobald sie ein wenig in den Waffen geübt ist. Sei treu und vergiß nicht, daß ich Dir in Cöln vor den wüthenden Legionen das Leben gerettet.“

„Mein Freund,“ sprach er, „thut denn die Eile so äußerst noth. Es vergeht immer einige Zeit, bis die Mannschaften ausgehoben und eingeübt sind. Bedarf der Kaiser wirklich so schneller Hülfe?“

„Feldherr,“ antwortete der Centurio, „unser eins hat über den großen Gang der Kriegsereignisse keine Uebersicht, aber wenn der Kaiser Deine Hülfe haben will, so bedarf er ihrer auch. Uebrigens weiß ich genau, daß er auf Dich zählt und die Bataver wegen ihrer Treue hoch und werth hält.“

„Kehre dann eilends nach Italien zurück und sage dem Kaiser, daß Claudius Civilis sich beeilen wird, die Aushebung der jungen Mannschaften vorzunehmen. Ich zweifle nicht, daß sie ihre Schuldigkeit thun werden, wenn es zum Schlagen kommt.“

Nachdem er diese zweideutige Antwort gegeben und der Soldat sich entfernt hatte, begab er sich in ein Gemach, in welchem mehrere Befehlshaber der Bataver beim Methkruge saßen. „Meine Freunde,“ sprach er, „in einer

Woche ist der Tag, an welchem die Bataver im heiligen Haine zusammenkommen, um zu opfern. Ich wünsche, daß dießmal nur die Männer kommen, daß aber keiner fehlt, denn groß ist dießmal die Heiligkeit des Opfers. Schickt darum Boten zu den Vorstehern der Hundertschaften, und diese sollen zu den Markgenossenschaften senden, damit Niemand im Lande der Bataver vergessen werde. Sagt aber den Vorstehern der Hundertschaften, daß sie Vorsicht beobachten, denn kein Römer soll bei diesem Feste zugegen sein."

Die Angeredeten erhoben sich, setzten sich sofort in den Sattel und sprengten von dannen. Die Vorsteher der Hundertschaften empfingen den Befehl mit dem Gefühle, daß sich mit dem Opfer noch andere Dinge verbinden würden, und sie zögerten keinen Augenblick, auch ihrerseits verschwiegene Boten in die Markgenossenschaften zu senden. Groß war die Bewegung in diesen Tagen und allenthalben hörte man leises Flüstern und vorsichtige Fragen. Man hatte das Bewußtsein, daß etwas Wichtiges bevorstand, aber vergebens forschte man nach dem Geheimnisse.

Als nun der Tag des Opfers nahte, da verließen die entfernt Wohnenden ihre Dörfer und Höfe und wanderten dem heiligen Haine*) zu. Sorgfältig vermieden sie es, den römischen Kastellen und Lagern zu nahe zu kommen. Da mit der Versammlung ein Opfermahl verbunden war, so trug Jeder in seinem Quersacke Speise und Methkrüge.

Je näher dem heiligen Haine, desto größer wurden

*) Der heutige Reichwald zieht sich noch jetzt aus der Nähe von Nymwegen bis nach Cleve, war aber damals viel größer und hieß der heilige Hain. — Dr. Jakob Schneider I, 74.

die Züge der Männer; von allen Seiten eilten sie, mit dem langen Speere bewaffnet und mit dem Schwerte umgürtet, heran und suchten in den Wäldern die geheimsten Wege auf. Civilis aber zog mit seinen Cohorten, die ganz aus Batavern bestanden, von Nymwegen auf den Uebungsplatz, als wenn er die gewöhnlichen Exercitien vornehme.

Die Römer sahen es, aber sie fanden nichts Arges darin, denn täglich geschah dasselbe; außerdem wußten sie, daß heute ein Opfermahl stattfand.

Im Walde angekommen, ließ er die Cohorten einen Kreis um die Opferstätte bilden, und zwar so weit, daß die Soldaten nicht hören konnten, was am Altare und in der Versammlung vorging. „Gebt wohl Acht," sprach er, „daß nur Bataver sich der heiligen Stätte nahen. Alle Römer werden zurückgewiesen; auch andern Galliern und den Germanen, die etwa von jenseits kommen sollten, ist der Zutritt nicht erlaubt. Sollte Jemand versuchen, mit Gewalt den Kreis zu durchbrechen, so stoßt ihn nieder, und wenn Uebermacht dieses unmöglich macht, so schickt die reitenden Boten, die ich in Euerm Rücken aufstelle, zu mir."

Als die Aufstellung vollendet war, begab er sich in den heiligen Hain, warf sich vor dem Altare nieder und betete zu seinen Göttern: „Gebt mir Kraft und Entschlossenheit und lenkt die Herzen der Bataver, daß sie meinen Rathschlägen folgen." Es fiel ihm ein, daß die Christen, welche er im mamertinischen Kerker zu Rom kennen gelernt hatte, mit Freude und Begeisterung ihr Blut für ihre Sache hingeben, darum setzte er hinzu: „Unbekannter Gott, der du eine solche Gewalt über die Herzen der Menschen hast, sieh' herab auf meine Bataver,

gieb ihnen Muth und Kraft und laß sie ihre Hand nicht vom Speere thun, bis sie das Joch der Römer abgeschüttelt haben."

Während er noch betete, senkte sich die Sonne, und bald zierte sich das Himmelsgewölbe mit der Sichel des Mondes und Tausenden von blitzenden Sternen. Das Dunkel des Waldes und die geheimnißvollen Schauer des Heiligthums aber vermochten sie nicht zu erleuchten. Da sammelte er dürres Reisig vom Waldboden, legte es auf den Altar und zündete es an.

Nach und nach kamen die Bataver an und lagerten sich um den Altar. Nach einiger Zeit befahl Civilis: „Zündet Feuer an! Nehmt aber nicht von den Zweigen der heiligen Bäume!"

Bald brannten rings um den Altar kleine Feuer, und Männer standen bereit, dieselben zu nähren. Aus der Menge trat jetzt der Oberpriester. Von seinen Schultern wehte ein weißer Mantel zu den Füßen und um die Stirne war die Priesterbinde geschlungen. Er trat vor den Altar, betete und brachte den heimischen Göttern Opfer von Brod und Meth. Aufmerksam verfolgten die Bataver seine Handlungen und Niemand störte die heilige Feier durch Unruhe oder Gespräch.

Nachdem das Opfer dargebracht war, rief er den Umherstehenden zu: „Nun beginnt das Opfermahl und nehme Jeder den Göttern zu Ehren Speise und Trank."

Civilis aber befahl, daß die Vorsteher der Hundertschaften in den vordern Kreis treten sollten. Nach ihnen die Vorsteher der Markgenossenschaften und zuletzt die übrigen Männer.

Da sah man in der Nähe des Altares gebeugte Greise mit weißem Hauptthaar und weißem Barte, ehr-

würdige Gestalten, deren Erscheinung Vertrauen und Achtung einflößte. Manche hatten siebzig und mehr Jahre hinter sich; sie waren in den alten Bräuchen und Sitten aufgewachsen und allem Neuern, besonders den Römern, abhold, und sie mißbilligten selbst die Bundesgenossenschaft mit diesem fremden Volke.

Alle lagerten sich und sprachen den Opferspeisen und dem Meth zu. Durch den letztern wurden ihre Herzen froh und sie sangen die Lieder des Landes und das Lob ihrer Helden.

Als das Feuer der Begeisterung alle Herzen hob, begab sich Civilis auf die Stufen des Altares. Von den Flammen erleuchtet stand die hohe Gestalt wie ein Wesen aus der andern Welt vor ihnen. Er winkte mit der Hand und hob mit lauter Stimme an zu reden: „Meine Freunde, hört mich und merket auf jedes Wort, das ich zu Euch rede!"

Die Lieder verstummten, lautlose Stille herrschte rings umher.

„Meine Freunde," fuhr er fort, „unsere Väter kamen vom jenseitigen Rheinufer*) in dieses Land, welches damals noch nicht von Menschen bewohnt war. Sie vertrieben die Wasser, bauten Dämme, trockneten die Sümpfe aus und machten es wohnlich. Es gehörte ihnen durch Eroberung und Urbarmachung, und sie vererbten es auf ihre Kinder, und diese vererbten es wieder, bis es auf uns gekommen.

Da kamen aus fernen Landen die Römer, und weil sie uns nicht bezwingen konnten, so boten sie unsern Vätern ein Bündniß an. Diese willigten ein; sie lieferten

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 12.

Männer und Waffen und nahmen Theil an ihren Kriegen, in denen sie sich mit großem Ruhm bedeckten und den Bundesgenossen zur Bewunderung hinrissen. Wie konnte es anders sein, da unsere Cohorten zu Fuß und zu Pferde die Römer an Tapferkeit übertrafen. Sie gewannen Kriegsruhm am Rhein, in Germanien und Britanien. Wenn es galt, einen Feind jenseits des Flusses anzugreifen, dann waren die Bataver die ersten, denn sie waren zu allen Zeiten geschickt im Schwimmen und setzten in voller Rüstung und zu Pferde über die tiefsten Gewässer. Ihr selbst wißt, daß wir nicht vereinzelt, sondern in ganzen Schwadronen über den Rhein schwimmen und jenseits unerschrocken den Feind angreifen.

Man sollte glauben, daß solche Brauchbarkeit und solche Thaten die Römer zu Dank verpflichten würden, aber von Dank ist nichts zu sehen, wohl aber von Undank. Seht mich, in meinem Gesichte steht es geschrieben, wie sie lohnen. In ihren Kriegen habe ich ein Auge verloren; man hat mich in Ketten nach Rom geschleppt und mich nahe dem Forum in den scheußlichsten aller Kerker geworfen; ich lebte jetzt nicht mehr, wäre nicht das größte Scheusal der Menschheit, der Kaiser Nero, durch die Empörung gefallen, ehe er mich konnte erdrosseln lassen. Noch jüngst trachtete man mir in Cöln nach dem Leben, und nur der Furcht vor unsern Cohorten verdanke ich es, daß ich noch lebe. Mein armer Bruder Julius Paulus aber ist von Fontejus Capito unter falschem Vorwande hingemordet worden. So, meine Freunde, entledigen sich die Römer Euerer Häupter, um mit dem Volke leichteres Spiel zu haben.“ —

Aus allen Gruppen der Versammelten erhob sich ein lauter Schrei des Unwillens; zornig schüttelten sie die

Speere und schwangen die Schwerter. Civilis aber fuhr fort:

„Doch von mir und meinem Bruder will ich nur im Vorübergehen reden, denn wir achteten uns niemals höher, als den Geringsten unter Euch. Laßt mich von Euch und der Masse des Volkes sprechen. Euere Brüder, Euere Söhne haben sich willig in die Legionen einreihen lassen, und die Römer hatten nimmer treuere Krieger, nimmer größere Helden als sie. Herumgeworfen in Sümpfen und Morästen, in glühender Sonne und im stärksten Winterfroste, in der Heimath und in der Ferne, gewannen sie den Römern Schlachten und Länder, und was bekamen sie, was bekamen wir dafür? Nichts, nicht einmal Dank und Anerkennung. Erinnert Euch, wie es zugeht, wenn man Euere Soldaten von unserer Insel braucht. Nicht genug, daß man die wehrhaften Jünglinge nimmt, nein, man schleppt auch kraftlose Greise und schwache Knaben herbei, die ersten, um ein großes Loslassungsgeld zu erhalten, die letztern, um sie als Sklaven zu benutzen oder an Leib und Seele zu verderben. Wir werden schon lange nicht mehr wie Bundesgenossen, sondern wie Leibeigene gehalten. Selten geschieht es, daß ein Legat kommt, um unsere Beschwerden entgegenzunehmen. Geschieht es dennoch einmal, so hat er ein großes Gefolge bei sich, welches unsere Vorräthe aufzehrt und sich an unsern Ersparnissen mästet; unsere Beschwerde hört er an, aber es wird niemals Abhülfe geschafft. Jahr aus, Jahr ein sind wir der Willkühr der Präfecten und Centurionen preisgegeben. Mit Frechheit und Uebermuth erpressen sie den Schweiß unserer Arbeit, und geben wir nicht gutwillig, so kostet es neben der Beraubung auch noch unser Blut. Wenn die Einen ge-

sättigt sind, kommen die Andern und beginnen die Plackereien von Neuem, so daß wir niemals auf einen grünen Zweig kommen, sondern nur für diese Fremden leben und arbeiten. Noch schlimmer geht es den andern Völkern, denn sie müssen außerdem hohe Steuern bezahlen, von denen wir wegen unserer Tapferkeit befreit sind."

Die Zuhörer stimmten ihm bei und riefen laut, daß sie in einer wirklichen Knechtschaft lebten.

Der Redner benutzte seinen Vortheil und fragte: „Und wer sind diejenigen, die uns so schmählich bedrücken und berauben? Sind sie etwa bessere Menschen, als wir, und haben sie dadurch gewissermaßen ein Recht erlangt, uns verachtungsvoll zu zertreten? O nein, meine Freunde, nicht besser sind sie, sondern schlechter. Ich bin in Rom gewesen und habe gesehen, wie sie sich im Schlamme der Sünde wälzen. Ihr würdet erröthen, wenn Ihr ihre schamlosen Geberden sähet, ihre unzüchtigen Gespräche hörtet und Zeuge von ihren viehischen Schlemmereien wäret. Glaubet mir, wir sind Götter gegen sie. Meine Lippen sind mir zu werth, und dieser Ort ist mir zu heilig, um Euch von ihren schmählichen Lastern zu erzählen. Und wer steht an der Spitze dieses unwürdigen Volkes? Aulus Vitellius, der Wagenlenker des heimgegangenen Scheusals Nero. Er hat niemals ein anderes Verdienst gehabt, als eine unbeschreibliche Freß- und Saufgier, die jeden anständigen Menschen anekeln muß. Seht, solchen Herren sind wir gezwungen, die Füße zu küssen."

Die Zuhörer wurden durch diese Schilderung noch mehr entflammt und zum Zorne gereizt, aber Civilis war noch nicht zu Ende. Er las ihnen den Brief vor, in welchem ihm vom Vitellius geboten wurde, eine neue

Aushebung vorzunehmen. „Seht," rief er, „abermals will man die Kinder von den Eltern trennen, um sie in Blut und Tod zu führen. Sollen sie das Schwert in die Hand nehmen, so geschehe es nicht für die Römer, sondern gegen sie zu unserer Befreiung. Die Zeit zu einem Aufstande ist günstig, denn Vitellius und Vespasian zerfleischen sich, in den Winterlagern sind wenig Soldaten vorhanden, doch viel Beute. Schüttelt die Furcht vor den römischen Legionen von Euch, denn Ihr seid ebenso tapfer und braucht sie nicht zu fürchten; zu Fuß und zu Pferde sind wir ihnen gewachsen. Denkt Euch die Sache nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick scheint! Wir werden auch nicht ohne Bundesgenossen sein; denn ganz Gallien denkt wie wir, und die Germanen, unsere Blutsverwandten, warten nur auf die Gelegenheit, sich mit uns zu vereinigen, ja selbst unter den Römern fehlt es nicht an einer Partei, die unsere Erhebung gern sehen wird, wenn wir uns den Anschein geben, als ob wir für Vespasian kämpfen. Hordeonius Flaccus, der Oberbefehlshaber der rheinischen Legionen, hat mich mündlich aufgefordert, für den Vespasian zu kämpfen, und von Primus Antonius erhielt ich einen Brief, der mich ebenfalls in diesem Sinne auffordert. Wir können also ohne Gefahr den Krieg auf fremde Rechnung beginnen und den Sieg für uns selber ausbeuten.*) Nun entscheidet, ob Ihr Sklaven bleiben oder freie Männer werden wollt. Ich für meinen Theil schwöre im Angesichte der Götter und vor den Ohren Allvaters, daß ich mein Hauptstaar nicht abschneiden und meinen Bart nicht scheeren werde, bis die Römer besiegt sind."

---

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 14.

Ein furchtbares Geschrei erhob sich jetzt. Alle, die ihn gehört hatten, stimmten ihm zu und forderten den Krieg gegen die Römer.

Civilis verabschiedete sie, nachdem sie geschworen hatten, das Geheimniß Niemanden zu verrathen.

„Donnernd in dem Clever Haine
Ruft Civilis zum Vereine
Alle Deutschen um sich her;
Alle kommen aus den Wäldern,
Aus des Rheines schönen Feldern,
Aus den Inseln, aus dem Meer,
Hören des Civilis Rede,
Die gleich Stürmen brausend fällt
In die Seele aller Gauen;
Alle stellen sich in's Feld.“ *)

Der Würfel war also gefallen, und von Civilis Thätigkeit hing es nun ab, den Krieg gegen die Römer zu organisiren. Bald gab es keine Hütte mehr auf der batavischen Insel, wo man nicht die Waffen rüstete und mit hoher Begeisterung des Rufes zum Ausziehen harrte.

III.

Zufrieden mit dem glücklichen Ausgange seiner Bestrebungen, begab sich Civilis zurück nach Nymwegen. Längst vorher hatte er erwogen, was zu thun sei, um dem Aufstande eine möglichst große Ausdehnung zu geben; aber noch einmal ging er den Plan durch und fand, daß er gut war.

Am folgenden Morgen, als sich im Osten der Himmel röthete, trat er unter seine Familie. Sie waren schon

---

*) Van Alpen in Joh. Wilh. Brewer's Vaterländischen Chronik der k. preuß. Rheinprovinzen im Allgemeinen und der Stadt Cöln insbesondere. Erstes Heft, Seite 37.

um den Frühstückstisch versammelt, und die alte Mutter theilte die Speisen an ihre beiden Töchter, die Gattin des Civilis und die beiden Enkel aus. Sie empfand, daß Etwas vorging, aber sie wußte nicht was.

„Claudius," sprach sie mit besorgter Miene, „seit längerer Zeit sieht Dein Auge finster und Dein Geist brütet über schweren Plänen. Sage mir, was Du zu beginnen gedenkst!"

„Mutter," gab er zur Antwort, „in wenigen Tagen wirst Du es vernehmen, darum dringe nicht in mich, denn noch ist mein Mund versiegelt."

Seine Gemahlin erhob sich und reichte ihm das Söhnlein, welches auf ihrem Schooße gesessen, zum Kuß. „Thue nichts," sagte sie mit feuchten Augen, „was Deinem Kinde Nachtheil bringt."

„Was ich thun werde, verträgt sich mit der Ehre eines Mannes," gab er zur Antwort, küßte die frischrothen Lippen des Knäbleins und gab es seiner Gattin zurück. Dann wandte er sich an Verax, einen kräftigen Jüngling von schöner Gestalt und sprach: „Mich ruft die Pflicht an einen andern Ort. Während meiner Abwesenheit nimm Dich Deiner Großmutter, Deiner Mutter, Deiner Tante und Deines kleinen Vetters an."

„Sie werden in sicherm Schutz sein, lieber Oheim," antwortete Verax.

Die beiden Frauen waren Civilis Schwestern und beide Wittwen; auch hatten sie beide einen Sohn; der eine war Verax und der Sohn der andern, Julius Brigantikus, diente im römischen Heere und befand sich jetzt in der Siebenhügelstadt.

Civilis bestieg sein Roß und ritt hinüber zu dem Volke der Canninefater, welche mit den Batavern dieselbe

Sprache redeten und ebenfalls germanischer Abkunft, jedoch nicht so zahlreich waren, als diese.

Hier kannte er einen hochangesehenen Mann mit Namen Brinio, in dessen Familie der Haß gegen die Römer erblich geworden war. Schon Brinio's Vater hatte diesen Haß bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt. Wie diese beiden Männer, so dachte das ganze Volk der Canninefater, und sie würden sich längst gegen die Römer erhoben haben, wenn ihr Häuflein nicht allzugering gewesen wäre.

Als Civilis in das Haus des Brinio kam, sah dieser ihn mit großer Verwunderung an und fragte: „Welchem Ereignisse soll ich es zuschreiben, daß ein Römerfreund zu mir kommt?"

„Brinio," sprach Civilis in anscheinender Demuth, „nicht Jeder hat Deinen scharfen Blick. Was Dir im Fluge durch des Geistes Wehen wurde, das erlangte ich erst nach einer langen Reihe von Erfahrungen. Es ist beschämend für mich, dieses einzugestehen, aber ein ehrlicher Mann gesteht gern sein Unrecht, wenn er von demselben überzeugt ist."

Brinio war ein dummdreister Mann*), nicht fähig, die Schmeicheleien und Verstellungskünste des Civilis zu durchschauen. Gierig öffnete er sein Ohr und horchte mit Wollust auf die weitern Reden. Civilis aber fuhr fort: „In meinem langsamen Gedankengange wollte es mir eine Zeitlang scheinen, als seien die Römer die richtigen Männer, um uns viele schöne Dinge zu lehren. Mir däuchte, wir würden durch sie auf eine höhere Stufe gehoben und ebenso reich und gebildet werden, wie sie."

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 15.

„Du bist sehr kurzsichtig gewesen," antwortete Brinio, „und wahrlich, es hat Dir in meinen Augen nicht zur Ehre gereicht, daß Du im römischen Heere Kriegsdienste nahmst."

„Schweig davon," bat Civilis, indem er mit der Hand abwehrte; „für diese Thorheit bin ich hart genug gestraft worden, denn die Römer haben meinen armen Bruder hingeschlachtet; mir raubten sie ein Auge und schleppten mich in schmähliche Gefangenschaft."

„Wärest Du früher zu mir gekommen und hättest Dir meinen Rath erbeten," sprach Brinio mit Selbstgefälligkeit, „so würde ich Dir diese Unbilden vorausgesagt haben, aber jetzt ist es zu spät."

„Es ist noch nicht zu spät," antwortete Civilis. „Weil ich Dich als einen einsichtsvollen Mann erkenne, darum komme ich zu Dir, um zu berathschlagen, was zu thun. Niemals sind die Römer schwächer gewesen, als jetzt und niemals war der Erfolg sicherer. Den Batavern habe ich dieses bereits gestern gesagt, und Alle haben in meine Hand den Eid geschworen, mir zu folgen und die Römer zu bekämpfen. Es fragt sich nun, ob Du nicht auch der Ansicht bist und Dich unserm Bunde anschließen willst."

„Wahrlich," sprach Brinio ruhmredig, „Du hast heute den wichtigsten Ritt Deines Lebens gemacht, denn von diesem Tage wird sich der Ruhm der batavischen Insel und das Unglück Roms datiren. Ich zögere nicht, ein Bündniß mit Dir einzugehen; natürlich muß ich erst mein Volk befragen."

„Das Volk wird Dir zustimmen, aber ich halte es für nothwendig, daß Du von ihm zum Heerführer gewählt wirst und an die Spitze des Unternehmens trittst."

Brinio fühlte sich in hohem Grade geschmeichelt, aber er wollte die Gründe wissen, warum er gerade ihn wähle.

„Ei, die Antwort liegt auf der Hand; Du bist nicht allein bei den Canninefatern, sondern auch bei den übrigen Völkern hochgeachtet, ein Umstand, welcher dem Unternehmen nur förderlich sein kann.“

„Das ist allerdings wahr,“ sprach Brinio, „aber ich bin ein neuer Mann, während Dein Kriegsruhm Jedem bekannt ist. Ich meine, es sei genug, wenn ich über meinen Leuten stehe, Du aber das Ganze leitest.“

„Du stehst über den Deinigen, ich über den meinigen, aber nachher wird es von unsern Bundesgenossen abhängen, wen sie zum Leiter des Ganzen erwählen. Meine Bekanntschaft mit der römischen Kriegskunst, die Größe meines Volkes und die vielen Cohorten, welche unter meinem Befehle stehen, sprechen vielleicht für meine Person, nicht minder mein jetziger Haß und mein Racheschwur; aber Du darfst nicht vergessen, daß ich noch in römischen Diensten stehe und diesen Schein auch einstweilen beibehalten möchte.“

„Wozu das?“ fragte Brinio verächtlich.

„Ich will es Dir sagen: Die batavischen Kriegsvölker liegen in verschiedenen Kastellen am Rheine, sind theilweise schon auf dem Wege nach Rom. Als ihr Befehlshaber steht mir das Recht zu, sie hieherzurufen, besonders, wenn ich mir den Schein gebe, sie gegen den Vitellius und für den Vespasian verwenden zu wollen. Falle ich aber schon jetzt öffentlich ab, dann sind die Legionen für uns verloren.

Bis wir die Legionen und feste Bundesgenossen haben, muß ich noch römisch gesinnt erscheinen, und bis

dahin ist es nothwendig, daß ein freier, hochgeachteter Mann an der Spitze steht. Dich habe ich dazu erkoren und bin fest überzeugt, daß Du Deiner Stellung Ehre machen wirst."

Nie hatte Brinio vermuthen können, von dem berühmten Bataver so hoch gehoben zu werden. Mit Stolz gab er zur Antwort: „Ich will mein Volk führen, aber Dich erkenne ich als Oberfeldherrn an und bin Deiner Befehle gewärtig."

„So eile und rufe Dein Volk zusammen, damit Du seinen Willen vernimmst."

Brinio zögerte nicht. Nicht heimlich, nicht unter dem Vorwande eines Opfers lud er die Canninefater ein, sondern öffentlich durch den Klang der großen Auerochsenhörner, welche in jeder Markgenossenschaft aufbewahrt wurden.

Unter der großen Linde des Dorfes stand der Hornbläser, und alle Männer stürmten dorthin zusammen, um zu hören, was es gäbe. Dort erschien auch der Vorsteher der Markgenossenschaft und verkündigte mit lauter Stimme, daß alle waffenfähigen Männer des Volkes vor Brinio erscheinen sollten, um eine wichtige Nachricht entgegenzunehmen.

Sie kamen in hellen Haufen, waren aber nicht angenehm berührt, als sie den Civilis bei Brinio fanden. Einige murrten laut und wollten wieder umkehren; denn sie mochten mit einem Freunde und Kriegsoberhaupte der Römer nichts zu thun haben.

Brinio aber rief ihnen zu: „Seid nicht voreilig und wartet, bis ich Euch die Schuppen von den Augen genommen habe. Civilis steht hier nicht als Römer, sondern als Freund, der uns hülfreiche Hand reichen

wird, daß wir dem verhaßten Joche der Römer entrinnen."

Da horchten Alle hoch auf, denn eine solche Nachricht hatten sie nicht erwartet, hießen sie aber sehr willkommen. Brinio entwickelte ihnen nun in langer Rede alle Unbilden, die sie von den Römern erduldet, schilderte die Gunst der Umstände, verhieß ihnen den Beistand der Bataver und anderer Völker und forderte sie auf, den Römern Rache zu schwören und sich für den Krieg gegen dieselben zu entscheiden.

Längst waren sie von Rachegefühlen entflammt; sie bedurften nicht langer Ueberlegung. „Tod den Römern!" schrieen sie, „führe uns in den Krieg!"

Jetzt nahm Civilis das Wort als Bundesgenosse und legte ihnen an's Herz, wie nothwendig es sei, daß sie zu ihrem Anführer einen Mann wählten, dessen Römerhaß und Tapferkeit über allen Zweifel erhaben sei; einen Mann, der nicht allein die Sache seines eigenen Stammes vertrete, sondern auch der allgemeinen Idee anhänge, denn dieser Kampf solle zu einem Vertilgungskriege gegen die Römer werden, zu einem Kriege, in welchem sich Gallier und Germanen ohne Eifersucht die Hand reichen könnten. Er wolle nicht bezweifeln, daß es unter den Canninefaten viele Männer gäbe, die diesem Posten gewachsen seien, aber Brinio habe von jeher seinem Römerhasse offenen Ausdruck gegeben, darum verdiene er in erster Linie die hohe Ehre, ihr Feldherr zu sein.

Brinio nahm nun wieder das Wort und rief: „Wer in den Vorschlag des Civilis einstimmt, der hebe die Hand empor!"

Alle erhoben die Hände und schrieen: „Brinio sei unser Feldherr!"

„Meine Freunde und Bundesgenossen," nahm jetzt Civilis das Wort, „Euer Feldherr und ich werden nun miteinander zu Rathe gehen, was ferner zu thun ist. Haltet einstweilen geheim, was hier beschlossen wurde, denn es giebt noch viele römische Zungen im Lande, welche immer bereit sind, den Verräther zu spielen. Wir aber müssen über sie herfallen wie ein plötzliches Gewitter."

Sie gaben ihre Zustimmung; dann aber erhoben sie Brinio auf den Schild und trugen ihn auf ihren Schultern*) umher, damit er von Allen gesehen und anerkannt würde.

Das Gesicht des neuen Anführers leuchtete vor Freuden, und aus seinen Augen strahlte der feste Entschluß, seinen langgenährten Haß gegen die Römer jetzt zum Austrage zu bringen. Nachdem er von Allen gesehen worden war, nahmen sie Abschied, um sich zum Kampfe zu rüsten. Brinio und Civilis aber begaben sich zu den benachbarten Friesen, um auch diese für das große Werk der Befreiung zu gewinnen.

Die Friesen waren ebenfalls im Bunde mit den Römern, aber auch sie waren so hart von ihnen bedrückt, daß es keines langen Zuredens bedurfte. Von ihrem Beispiele hoffte Civilis viel, denn sie waren ein überrheinisches Volk und konnten leicht auf die übrigen Stämme der Germanen einwirken.

Civilis blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern sandte im Stillen heimliche Boten nach dem Oberrheine, die batavischen Cohorten, welche sich schon auf dem Wege nach Rom befanden, um dem Vitellius beizustehen, zurückzurufen.

---

*) Wietersheim. Geschichte der Völkerwanderung I, 312.

Im Lande der Bataver war ein Winterlager, welches den heranziehenden Canninefaten und Friesen am nächsten lag. Hier befehligte der Primipilar Aquillius zwei Cohorten; aber er dachte nicht an Krieg, sondern glaubte sich im tiefsten Frieden.*) Seine Soldaten vertrieben sich die Zeit mit Würfelspiel, Tänzen und Gesängen und waren wenig zufrieden damit, daß sie den Rhein hüten mußten, während ihre Kameraden nach dem schönen Italien zogen und dort Beute und Lorbeern ernteten. Noch einsamer waren die Wachen, welche in den von Drusus erbauten Rheinkastellen lagen. Die Marketender und Armeelieferanten dachten so wenig an Beunruhigung, daß sie mit ihren Waaren ohne Bedeckung auf den wohlgebauten Straßen von Kastell zu Kastell zogen um die Bedürfnisse der Soldaten zu befriedigen.

Der Primipilar des Winterlagers saß in seiner Burg und dachte über die wechselvollen Schicksale des römischen Reiches nach, auch stellte er mit traurigem Gemüthe Vergleichungen zwischen der rauhen Gegend und seinem geliebten Italien an. „Wie anders ist es doch in Rom,“ dachte er, „dort kann selbst der strenge Winter der Natur nur wenig von ihrer zauberischen Schönheit nehmen. Während ich hier nur auf Schnee und Eis schaue und mit Barbaren verkehren muß, blühen in Rom die Blumen noch, und alle Straßen sind erfüllt von einer fröhlichen und jauchzenden Menge.

In der Stube nahm die Kälte zu und die Fenster bedeckten sich mit wunderlichen Eisblumen. Er näherte sich dem großen Kamine, setzte sich auf die Steinbank an

---

*) Tacitus, Geschichtsbücher IV, 15. — Dr. Jakob Schneider. Neue Beiträge I, 74.

demselben nieder und rief einem Sklaven zu, das Feuer zu schüren.

Der Sklave war ihm bei einem Ueberfalle jenseits des Rheines in die Hände gefallen, und er benutzte ihn im Haushalte zu allerlei Diensten. „Lege neues Holz auf," sagte er, „denn in diesem barbarischen Lande friert man, wenn die Herdflamme nicht haushoch in die Höhe schlägt."

Der Sklave ging hinaus und kam mit einem Arm voll Buchenscheiter zurück, die er auf dem Herde aufthürmte. Bald loderten die Flammen hoch empor und es verbreitete sich in dem Raume eine angenehme Wärme.

Von Langeweile gepeinigt, befahl Aquillius dem Sklaven, sich zu ihm zu setzen.

„Was warst Du in Deiner Heimath? Welches Geschäft hast Du dort getrieben?" fragte er.

Marlo entgegnete: „In meiner Heimath war ich ein freier Mann, hatte Haus und Hof und bebaute einen Acker, der mich und meine Familie reichlich nährte."

„Hast Du ein Weib, Marlo?"

„Weib und Kinder!"

„So ist es Dir wohl nicht angenehm, in der Gefangenschaft zu sein?"

„Wie könnt Ihr fragen, Herr! Giebt es wohl in der ganzen Welt einen Menschen, der die Sklaverei liebt? Haben die Römer nicht große Summen aufgewendet, um ihre Bürger von den Germanen zurückzukaufen?"

„Allerdings, Marlo, aber bedenke, welch' ein Unterschied zwischen einem Römer und einem Germanen! Dein Volk ist ohne alle Bildung und kennt die feinen Genüsse des Lebens nicht. Mir däucht, es müsse sich in der Gefangenschaft wohl befinden, besonders, wenn es sich

in einem geordneten Haushalte und an einer gutbesetzten Tafel befindet, wie Du."

„O Herr, Ihr seid in einem großen Irrthume. Die Freiheit ist das höchste Gut des Menschen. Gebt einem Germanen einen goldenen Palast, hundert Diener und die reichste Tafel; er wird mit Freuden Alles hingeben, wenn man ihn frei läßt, sei es auch, daß er zu Hause Mangel leidet und nur durch schwere Arbeit eine kümmerliche Nahrung findet. Ist es nicht ebenso mit den Thieren des Waldes, welche an die Freiheit gewöhnt sind? Setzt den Vogel in einen goldenen Käfig und gebt ihm alle Tage Zuckerbrod; er wird es Euch nicht danken, sondern entwischen, sobald Ihr den Käfig öffnet."

„So denkst Du wohl auch daran, Dir die Freiheit zu verschaffen, sobald das Thor offen bleibt."

„O Herr," antwortete Marlo, „verdiente ich ein Germane zu sein, wenn ich's nicht thäte? Doch, Ihr habt vor der Hand keine Noth, denn Euere Wachen würden mich nicht durchlassen; selbst wenn es mir gelänge, vor das Thor zu kommen, so würden sie mich mit Pfeilen niederschießen."

„So würde es geschehen, Marlo, darum mache keinen Versuch zur Flucht."

Er zog ein Geldstück aus der Tasche, reichte es ihm hin und fragte: „Giebt es in Deinem Lande auch Münzen?"

„Wir machen selber keine," gab Marlo zur Antwort, „aber wenn die Römer kommen, um Vieh und Früchte zu kaufen, so geben sie dafür solche Geldstücke."

„Auf der Münze befindet sich ein Kopf mit einer zackigen Krone. Weißt Du, wem der Kopf angehört?"

„Ja, Herr, einem großen Verbrecher, dem Kaiser Nero. Der Mann muß wenig Schamgefühl haben. Man

sagt, er habe die schrecklichsten Schandthaten begangen und seine eigene Mutter tödten lassen. Wie kann er die Kühnheit haben, sich dem Volke auf jedem Geldstücke zu zeigen. Bei uns giebt es so schlechte Männer nicht, aber wenn einer vorhanden wäre, so würde er aus Scham sein Haupt verhüllen. Das Volk aber würde ihn in einen Sumpf versenken und seinen verfluchten Körper mit Flechtwerk und Steinen bedecken."

„Die Römer haben es fast ebenso gemacht, Marlo; sie haben ihn vom Throne gestoßen."

„Ich hörte es, aber es dauerte lange, ehe sie zur Erkenntniß kamen. Freilich, es konnte nicht schnell gehen, denn man sagt, alle Römer seien ihm ähnlich. Ihr habt ja nun einen neuen Kaiser; ist er besser als Nero?"

Der Primipilar schwieg, denn er schämte sich, ihm zu sagen: „Auch Vitellius ist des Thrones nicht werth!"

Aquillius war aufgestanden und an das Fenster getreten; da bemerkte er einen Feuerschein in der Ferne. Er rief den Sklaven und fragte, ob er wisse, was derselbe zu bedeuten habe.

Marlo begab sich an das Fenster und sah sofort, daß es im heiligen Haine war. Er kannte die Fest- und Opfertage der Bataver ganz genau und wußte, daß heute ein solcher Tag nicht war. Es mußte deßhalb eine ganz besondere Veranlassung vorhanden sein, die er freilich nicht ergründen konnte, aber die ihm höchst willkommen gewesen wäre, wenn sie eine Zusammenkunft gegen die Römer bedeutet hätte. Unmöglich war das nicht, denn die Gährung in ganz Gallien war Niemand unbekannt geblieben.

„Nun?" fragte Aquillius, „was hältst Du von dem Feuer?"

„Man kann nicht immer den Ursprung eines Feuers wissen," antwortete er, „aber als die Römer über dem Rheinstrome waren, da sah ich oft solche Feuerscheine; sie rührten von den Hütten her, welche die Soldaten in Brand gesteckt hatten. Ihr wißt, Herr, wie wenig sie sich aus einer Feuersbrunst machen. Wahrscheinlich hat sich ein trunkener Thorwächter den Spaß erlaubt, einem armen Bataver das Häuschen über dem Kopfe anzuzünden."

Die Reden des Sklaven wurden dem Primipilar unangenehm, weil er stets die Wahrheit traf; er fragte ihn nicht mehr, sondern hüllte sich in seinen dicken Mantel, setzte den Helm auf und verließ das Gemach.

Marlo schaute mit gierigen Augen auf das Feuer. „So wahr ich lebe, es ist im heiligen Haine," murmelte er. „Hätte ich jetzt meine Freiheit, ich wollte bald dahinter sein und die Bedeutung kennen lernen. Geben die Götter, daß das erbitterte Volk endlich der Quälereien müde wird und mit seinen Speeren über diese Römer herfällt!"

Aquillius begab sich zu den Wachen; er fand eine jede auf ihrem Posten und alle richteten das Gesicht nach jener Gegend hin. Er fragte, was sie von dem Feuer hielten. Alle waren mit Marlo der Meinung, es sei eine Hütte in Brand gegangen.

Nachdem der Primipilar die Wachen besucht und in Ordnung gefunden hatte, befahl er dem Sklaven, sein Bett in die Nähe des Feuers zu rücken und den Nachttrunk herbeizubringen. Er schaute auch oft nach dem Feuer hin; als es aber erlosch, da legte er sich zur Ruhe und befahl dem Sklaven, das Gleiche zu thun.

Sein Kämmerlein befand sich dicht an der Mauer des Kastells, und er konnte aus dem kleinen Fenster auf

den heiligen Hain sehen. „Das Feuer ist erloschen,“ murmelte er, „aber mein Gefühl sagt mir, daß Etwas vorgeht, was den Römern nicht lieb ist.“

„Und was könnte das sein?“ fragte plötzlich eine Stimme in der Sprache der Canninefaten hinter ihm.

Er streckte seine Hand aus, um den Sprecher an der Gurgel zu fassen, aber er zog sie wieder zurück und sprach: „Du bist ein Spion!“

„Kein Spion, mein Freund, sondern fast ein Sklave, wie Du.“

„Dennoch bist Du ein Spion,“ flüsterte er, „aber mich brauchst Du nicht zu fürchten, je eher Ihr kommt, desto lieber ist es mir. Aber bei den Göttern, wie kommst Du in das Lager?“

„Durch dieses Fenster, mein Freund; draußen steht noch die Leiter, auf der ich zurückkehren werde. Ich wußte, daß hier Deine Kammer ist, und ich bin gekommen, Dich nach der Stärke der Besatzung zu fragen.“

„Am einfachsten ist es, ich gehe mit Dir zu den Deinigen; von Mund zu Mund redet es sich besser.“

„Nein, das würde Verdacht erregen. Gieb mir Auskunft!“

Marlo gab ihm Alles an, was den Feinden von Nutzen sein konnte. Der Kundschafter stieg aber nicht durch das Fenster zurück. „Ich weiß nun genug,“ sagte er, „und es ist nicht nöthig, daß ich umkehre.“

Er trat an das Fenster und flüsterte: „Kommt!“

Zum Erstaunen Marlo's kamen nach und nach dreißig Mann in seine Kammer und setzten sich leise auf dem Boden derselben nieder.

„Meine Freunde,“ flüsterte Marlo, „wagt in der

Nacht keinen Angriff; Ihr würdet Alle bis auf den letzten Mann niedergemacht."

„Wir denken an keinen Angriff," sagten sie; „aber wir werden unsern Kameraden morgen die Thore öffnen."

Marlo begriff nicht, wie sie eine so hohe Leiter hatten herbeibringen können, ohne von den Wachen gesehen zu werden.

„Narr," entgegnete ihm einer, „sie haben uns gesehen, aber sind abgethan worden, und damit es nicht auskommt, gehen unsere Leute die Strecken ab und geben Antwort, wenn sie angerufen werden. Die Leitern aber haben wir in aller Gemüthlichkeit aneinandergebunden. Wenn dieser Thurm noch stehen bleiben sollte, so wird man wohl dieses Fenster vermauern."

Als der Morgen anbrach, bemerkten die Wachen, welche auf den Mauern auf- und abgingen, zu ihrem Schrecken, daß sich in der Dunkelheit der Nacht ein ansehnliches Heer von Canninefaten und Friesen vor das Lager gelegt hatte.

Aquillius lag noch im Morgenschlummer, als ein Soldat in sein Gemach stürzte, ihn weckte und ihm zurief: „Herr Primipilar, es sind Feinde da!"

Hastig und voller Schrecken sprang er auf und begab sich auf die Mauer, wo er die Feinde ganz überschauen konnte. „Beim Jupiter, wir sind verloren, wenn diese Leute in feindlicher Absicht kommen."

Um Gewißheit zu erlangen, schickte er sofort einen Herold hinaus und ließ fragen, warum sie erschienen seien.

Der Herold wurde vor Brinio geführt, und dieser gab ihm in stolzem Tone zur Antwort: „Sage dem Aquillius, die Canninefaten seien gekommen, um das

harte Joch der Römer abzuschütteln und Rache zu nehmen für so viel Schmach, die ihnen von den Römern geworden ist. Wenn er Blutvergießen vermeiden will, so wird er wohlthun, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

Als der Primipilar Aquillius dieses vernommen hatte, war er bald mit sich einig, was zu thun sei. Daß er mit seinen beiden Cohorten nicht gewinnen konnte, lag auf der Hand, denn erstens waren ihm die Feinde an Zahl überlegen und zweitens hatte ihm Vitellius keine Römer, sondern nur widerwillige und weniggeübte Hülfsvölker als Bundesgenossen zurückgelassen.

Er rief seine Soldaten zusammen und sprach zu ihnen: „Wir können nicht siegen, aber der Mannesstolz erfordert, daß wir wenigstens einen Versuch machen. Wenn ich sehe, daß wir geschlagen werden, dann werde ich Euch ein Zeichen geben, Alle durch das hintere Thor in jenen Theil der obern Insel zurückzuweichen, den ich Euch als den Hafen bezeichnet habe, denn in jenem Dreiecke zwischen Rhein und Waal sind wir, der Schiffe wegen, länger im Stande, uns gegen die Ueberzahl zu wehren."*)

Da er in Erfahrung brachte, daß sich die beiden vereinigten Völker auch gegen die am Rheine liegenden Kastelle wenden würden, so schickte er Boten zu den Präfecten und ließ ihnen sagen, daß sie die Kastelle, wenn sie dieselben nicht mehr halten könnten, verbrennen sollten. Deßgleichen ließ er den Schiffen Befehl zukommen, sich im Drusianischen Hafen zu sammeln.

Allzufrüh kamen die in das Lager eingedrungenen Canninefaten aus dem Stübchen herab, um ihren Freunden

---

*) Dr. Jakob Schneider. Neue Beiträge I, 75.

die Thore zu öffnen. Sie wurden sofort umzingelt und festgenommen, so daß sie eher zum Schaden, als zum Nutzen waren.

Auf des Aquillius Befehl bestiegen eine Anzahl Soldaten die Mauern und beschossen die Belagerer mit Pfeilen, bis die Feldzeichen und Fahnen zur Flucht bereit waren.*) In dem kurzen Scharmützel fielen auf beiden Seiten genug Leute; aber es dauerte nicht lange, so brach Aquillius den Kampf ab und zog mit den Seinigen an den bezeichneten Ort zwischen dem heutigen Lobith, Hauberg und Aarth, ein Dreieck, welches an zwei Seiten von Wasser und Straßen umgeben und an der dritten Seite theilweise befestigt war. Mit ihnen kamen die Schiffe der Rheinflotte und legten sich im Hafen bei Hauberg vor Anker.

Brinio erstürmte nun mit den Seinigen das Lager, und da sie die Soldaten nicht mehr vorfanden, so zerstörten sie dasselbe, indem sie Feuer und Flamme, Hammer und Brecheisen walten ließen. Zu ihrem Aerger fanden sie die Vorausgeschickten, die ihnen die Thore öffnen sollten, nicht mehr vor. Sie wußten nun, daß dieselben in Gefangenschaft gerathen waren, aber sie schwuren, dieselben zu befreien und die Römer niederzumachen.

Während sie noch mit der Zerstörung des Lagers beschäftigt waren, stiegen am Himmel hohe Feuergarben auf. Sie rührten von den Drusianischen Kastellen längs des Rheines her, welche die Präfecten dem erhaltenen Befehle gemäß in Brand steckten. Dann bestiegen sie eilends die Schiffe, welche für sie am Ufer stationirt waren und fuhren dem Rheinhafen zu oder suchten in eiliger Flucht zu Lande den Sammelplatz zu erreichen.

---

*) Tacitus. Geschichte IV, 15.

Civilis war mit diesem Ausgange durchaus nicht zufrieden, denn er hatte erwartet, daß die beiden Cohorten im Lager in Stücke gehauen würden und daß sich der Aufstand ungehindert weiter fortpflanzen könne.

Der Primipilar Aquillius war kaum auf dem Sammelplatze angekommen, als er die gefangenen Canninefaten vor sich kommen ließ und sie über die Natur des Aufstandes ausforschte. Sie wollten Anfangs nicht mit der Sprache heraus; als er sie aber auf die Folter spannen ließ, da bekannten sie Alles und sagten ihm, nicht Brinio, sondern Claudius Civilis sei die Seele des Aufstandes.

Als er dieses Geständniß erpreßt hatte, begab er sich in das schnell errichtete Lager, um die Befestigungen zu beschleunigen. Mit Umsicht leitete er die Arbeiten und war bald hier, bald dort, denn er wußte, daß von seiner Umsicht und Thätigkeit der Besitz der batavischen Insel und vielleicht die Sicherheit des Rheinstromes abhing.

Civilis hatte nur eine Cohorte unter seinem Befehle; mit dieser hielt er in der Nachbarschaft des Winterlagers und wartete auf den Ausgang. Wüthend warf er sich auf sein Pferd und jagte an der Spitze seiner Cohorte dem Sammelplatze der Römer zu. Aquillius sah die Reiter mit verhängten Zügeln dahersprengen und ließ sogleich den schmalen Eingang zwischen den beiden Flüssen mit Soldaten sperren.

Der Bataver wollte sofort in das Lager sprengen, und Aquillius hatte einen Augenblick die Absicht, ihn durchzulassen und gefangen zu nehmen, aber die mit ihm gekommene Cohorte und die Bundesgenossen, die nicht lange ausbleiben konnten, ließen ihn diesen Plan wieder fallen.

Er hieß ihn allein vortreten und fragte nach seinem Begehren. Civilis hob nun an, den Aquillius scharf zu tadeln, daß er sein Winterlager verlassen und dasselbe so leichten Kaufes preisgegeben habe. „Unsere Sache stände ganz anders und viel besser, wenn Du Dich in den festen Mauern gehalten hättest, bis ich Dir beispringen konnte. Du hast durch diese feige Flucht eine schwere Verantwortung auf Dich geladen."

Auch die Präfecten tadelte er, daß sie die Kastelle in Brand gesteckt hatten. Schließlich forderte er sie Alle auf, ihre alten Quartiere wieder zu beziehen. „Kehrt um," sagte er, „und überlaßt mir die Sorge, den Feind zu schlagen; ich werde ihn mit meiner Cohorte leicht zu Paaren treiben und Alles wieder gut machen."

„Elender Heuchler," schrie der Primipilar, „ich durchschaue Deine Tücke und weiß, mit welchen Absichten Du Dich trägst. Wohl hatte Nero Recht, daß er Dich als Verräther wollte hinrichten lassen, denn jetzt zeigst Du Deinen wahren Charakter. Nicht Brinio ist das Haupt dieser Empörung, sondern Du. Damit wir desto leichter geschlagen werden können, willst Du uns an verschiedene Orte zerstreuen, aber das soll Dir nicht gelingen, denn wir werden bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen."

„Du hängst dem Vitellius an," rief Civilis; „ich aber dem würdigen Vespasian, und für diesen will ich das Schwert ziehen, mit mir die Canninefaten und die Friesen, die ebenfalls von Vitellius nichts wissen wollen. Wähle nun, ob Du mit mir für den Vespasian oder gegen mich für Vitellius kämpfen willst."

„Für meinen Kaiser," sprach Aquillius und brach die Unterredung ab. Der Verstellung war damit die Spitze abgebrochen, und wenn Civilis sich auch noch immer

den Anschein gab, als kämpfe er für Vespasian, so wußten doch die Meisten, was sie davon zu halten hatten. Als er sah, daß er nicht im Stande war, sie mit List auseinander zu trennen, gebrauchte er Gewalt.

Brinio zog mit seinen Canninefaten und Friesen heran, und er selbst hatte eine Cohorte Bataver unter seinem Befehle. Von jedem dieser drei Völker bildete er eine Keilrotte und machte sich zum Angriffe bereit. Der Primipilar Aquillius zog nun aus dem Dreiecke auf die ausgedehntere Ebene zwischen dem heutigen Millingen und Aarth.*) Das rings vom Wasser umflossene Dreieck bot zwar im Rücken einen großen Schutz, aber die Gefahr, von der Ueberzahl der Angreifer in den Strom gedrängt zu werden, lag so nahe, daß die Wahl eines ausgedehnteren Schlachtfeldes nur gebilligt werden konnte.

Civilis hielt, bevor der Kampf begann, eine Anrede an die drei Keilrotten. „Seht," rief er, „die Römer sind bereits in diesen äußersten Winkel unserer Insel zurückgedrängt. Nur diese eine Schlacht, dann gehört sie uns ganz. Ist der Sieg unser, dann schreiten wir stromaufwärts, um auch die Lager zu nehmen. Je weiter wir kommen, desto lauter werden die Völkerschaften diesseits und jenseits des Rheines jubeln und uns zufallen. Rascher Sieg ist doppelter Gewinn. Die Römer dürfen keine Zeit finden, sich zu sammeln und zu verstärken, und nun im Namen der Freiheit auf den Feind!"

Aquillius war jetzt in diesem einsamen Erdwinkel der einzige Vertreter der ganzen römischen Macht, und die Ehre gebot ihm, Alles zu wagen, um aus diesem

*) Dr. Jakob Schneider. Neue Beiträge I, 75. — Tacitus. Geschichtsbücher IV, 16.

Kampfe siegreich hervorzugehen. Zweckmäßig stellte er sein kleines Heer auf, bemannte die Schiffe mit Bogenschützen und gab ihnen eine solche Stellung, daß sie den Feind mit Vortheil beschießen konnten. Die Hoffnung, zu siegen, war gering, aber es fehlte doch nicht an Beispielen, wo eine kleine Zahl über eine große Herr geworden war.

Die Schlacht begann, von beiden Seiten flogen die Pfeile, aber es trat für die Römer bald eine unglückliche Wendung ein. Eine der beiden Cohorten bestand aus Tungrern, die nur aus Zwang im Heere der Römer dienten. Schon gleich im Anfange kämpften sie lässig, und sobald ein günstiger Zeitpunkt eintrat, gingen sie mit ihren Fahnen zu Civilis über. Die noch übrig bleibende Cohorte gerieth dadurch in nicht geringe Bestürzung, und diese wurde noch größer, als der verstärkte Feind durch diesen Zuwachs mit noch größerer Heftigkeit auf den Rest eindrang. Sie wehrten sich wie Verzweifelte, aber schon bereitete sich neues Unglück vor. Die Ruderknechte auf den Schiffen bestanden zum Theil aus Batavern. Als diese sahen, daß Civilis und seine Bundesgenossen Boden gewannen, frohlockten sie im Stillen, und in schweigender Uebereinkunft hinderten sie, wie aus Ungeschicklichkeit, die Geschäfte der Matrosen und die Vertheidigung der Schiffssoldaten, so daß die Hülfe der letzteren nur gering sein konnte. Als die Verwirrung und die Verluste der Römer auf's Höchste stiegen, vollendeten sie den Verrath, indem sie die Schiffe wendeten und das Hintertheil dem Ufer zukehrten. Jetzt erhoben sie sich gegen die Steuermänner und die Hauptleute und bedrohten sie mit dem Tode, wenn sie die Schiffe nicht übergäben. Die Widerspenstigen wurden niedergemacht, die Schiffe an's Land gerudert, und nun fanden Alle, welche die Waffen nicht niederlegten,

den Tod, denn die Feinde stürzten in Schaaren herbei und besetzten die Schiffe. In kurzer Zeit war die ganze Flotte, aus vierundzwanzig Schiffen bestehend, in ihren Händen. Nun wandte sich die ganze Macht gegen Aquilius, dessen Leute zum Theil niedergemacht, zum Theil gefangen wurden. Die Schlacht ward zu Gunsten des Civilis entschieden; nur wenige Römer entkamen dem Blutbade durch die Flucht und verbreiteten rheinaufwärts in den römischen Standlagern die Schreckensnachricht von dem Aufstande des Civilis. Dieser hatte jetzt die ganze batavische Insel in seiner Gewalt und war im Besitze von Schiffen, die er durchaus nothwendig hatte, um Proviant und Kriegsmaterial rheinaufwärts zu schaffen.

Die Sieger jubelten laut und hielten ihre Sache schon für gewonnen, und wirklich würden sie den Römern äußerst gefährlich geworden sein, wenn Civilis sogleich seinen Vortheil benutzt und die höher liegenden Lager angegriffen hätte, aber sein Häuflein war noch zu klein, er brauchte mehr Bundesgenossen.

IV.

Civilis suchte gleich nach der gewonnenen Schlacht an Ort und Stelle aus seinem Siege den möglichsten Vortheil zu ziehen, indem er sich gegen die gefangenen Gallier äußerst großmüthig zeigte. Sowohl den Cohortenpräfecten als auch den Soldaten gewährte er die Freiheit. Die erstern nahm er zu sich und pflog geheime Unterredung mit ihnen.*) „Ihr seht,“ sagte er, „die Römer sind trotz all' ihrer Kriegskunst nicht unüberwindlich, und es liegt in Euerem Vortheile, Euere Landsleute

*) Tacitus. Geschichte IV, 17.

zur Theilnahme am Kriege zu überreden. Sie haben wahrlich Grund, den längst gebeugten Nacken zu erheben und das Racheschwert zu ziehen. Unzählig sind die Uebel, welche die Römer Euerm Volke zugefügt haben. Von den Tagen des Cäsar bis auf die heutige Stunde hat man Euch wie eine Nation von Sklaven behandelt. Einst waret Ihr ein freies Volk und der Schweiß Euerer Arbeit kam Euch selbst zu gut; jetzt aber seid Ihr nur für die Unterdrücker da; mit Euerer Hülfe besiegen sie die halbe Welt und häufen in Rom ungeheure Schätze zusammen, Ihr aber werdet immer ärmer und immer machtloser. Wir Bataver sind weniger gedrückt und sogar von Steuern verschont; dennoch haben wir uns erhoben, weil wir ganz frei sein wollen, und seht, die erste Schlacht, welche wir wagten, ist gewonnen, andere werden folgen."

Sie entgegneten ihm, daß sie mit den Empörungen bittere Erfahrungen gemacht hätten und noch jüngst, beim Aufstande des Vindex unterlegen seien.

Er redete ihnen ihre Einwürfe aus und sprach: „Vindex ging ohne Ueberlegung zu Werke, dazu hatte er nicht einmal geschulte Soldaten, sondern nur einen in der Eile zusammengerafften, ungeübten Landsturm, mit welchem sich keine Schlacht schlagen ließ. Anders steht es mit den gallischen Legionen; sie sind der Kriegskunst der Römer gewachsen, und wenn sie mit uns gemeinsame Sache machen, so ist Rom auf Italien beschränkt, und dieses kann uns wahrlich nicht gefährlich werden."

Als sie noch immer nicht anbeißen wollten, verwies er sie auf die Cherusker, welche im Teutoburgerwalde ihre Freiheit gewahrt hätten, obwohl sie einem großen Kaiser gegenüber gestanden, dem vergötterten Augustus.

Heute sei die Sache ungleich leichter, denn statt des Augustus hätten sie den Schlemmer Vitellius, den sie nicht zu fürchten brauchten. Noch Vieles redete er und stachelte mit glühenden Worten ihre Freiheitsliebe an; dann entließ er sie reichbeschenkt nach Gallien. Sie sollten seine Sendboten sein, um das große Land in den Krieg gegen die Römer zu treiben.

Hierauf wandte er sich an die gefangenen Cohorten und stellte ihnen frei, bei ihm zu bleiben und seinen Kriegsruhm zu theilen oder unbelästigt in die Heimath zurückzukehren. Diejenigen, welche blieben, überhäufte er mit Lobsprechungen, den Wegziehenden schenkte er reiche Beute aus dem eroberten Lager und machte sich so Alle zu Freunden.

Der Vortheil, welcher aus dieser Schlacht entsprang, war von großer Bedeutung. Nicht allein, daß er plötzlich zu Waffen und Schiffen kam, es verbreitete sich auch das Gerücht von der gewonnenen Schlacht mit Blitzesschnelle auf beiden Seiten des Rheines.

Bei den Germanen erregte der Sieg unbeschreibliche Freude und noch am selben Tage kamen, von Marlo angestachelt, Abgesandte vom rechten Ufer, welche ihm Hülfsvölker anboten; er nahm sie freundlich auf und versprach, selbst herüberzukommen und diese Angelegenheit mit den Stammeshäuptern zu ordnen. Sie nahmen seine Geschenke und kehrten in ihre Wälder zurück, um daheim zu verkünden, wie gründlich die Römer geschlagen worden seien. Sie schilderten dort das mit Leichen und Waffen übersäte Schlachtfeld, die Schiffe, den Muth der Sieger, die Niedergeschlagenheit der Römer und die üble Verfassung, in welcher sich das römische Heer befände.

Jetzt nahm Civilis den Brinio auf die Seite und sprach: „Ich muß nun hinüber in das Land der Ger-

manen, um Bündnisse zu schließen. Dir übertrage ich bis zu meiner Rückkehr den Oberbefehl. Bleibe ruhig auf dem Schlachtfelde stehen, bis ich zurückkehre."

Brinio war ein gewaltiger Heißsporn. „Ziehe Du immer über den Rhein," sagte er, „aber laß mich nicht unthätig hier stehen und die Zeit vertrödeln. Noch haben die Römer den Schrecken in den Gliedern, und es wird mir leicht werden, ihre Kastelle zu überrumpeln und eines nach dem andern zu nehmen. Wenn Du zurückkehrst, habe ich schon ein großes Stück Arbeit gethan."

„Mit Nichten," entgegnete Civilis. „Zu Castra Vetera liegen wohlgeschulte Truppen; der Ort ist uneinnehmbar wegen seiner Lage und seinen hohen Mauern. Um denselben zu nehmen, müssen wir eine größere Macht beisammen haben. Bleibe also, wo Du stehst, aber befestige Dein Lager, und wenn die Römer kommen sollten, um es zu nehmen, so zeige ihnen, daß Brinio ein Held ist, den man nicht ungestört angreift."

Der Canninefater wäre lieber vorwärts gegangen, aber das Vertrauen des Oberfeldherrn that ihm wohl, und er gab sogleich Befehl zum Auswerfen von Gräben und Herstellung von Befestigungswerken. Civilis aber warf sich auf sein Streitroß und sprengte zurück nach Nymwegen.

Sonst, wenn er diesen Weg machte, traf er allenthalben auf römische Soldaten, Marketenderwagen, Befestigungen, Wachtthürme, heute war alles das verschwunden, die Insel frei von den Unterdrückern. Die Nachricht von seinem Siege hatte sich schon allenthalben verbreitet; die Landleute, welche in den Wäldern mit Holzfällen beschäftigt waren, kamen an den Weg, priesen ihn als den Befreier des Vaterlandes und wünschten ihm zu seinen fernern Unternehmungen die Hülfe der Götter.

In Nymwegen liefen die Bürger zusammen, als sie ihn sahen, aber er hatte jetzt keine Zeit, mit ihnen zu sprechen. „Meine lieben Freunde," rief er ihnen zu, „ein eiliges Geschäft ruft mich, später werde ich Euch Rede stehen!"

Als der Hufschlag des Pferdes vor dem Hause seiner Mutter erschallte, kamen die Schwestern an die Thüre und jubelten laut auf. Auch die alte Mutter kam und breitete ihre Arme um den geliebten Sohn. Wohl schaute auch sie mit mütterlichem Stolze auf, aber ihr Antlitz war dennoch von Gram und Besorgniß verschleiert.

„Freust Du Dich nicht, Mutter, daß unsere Bedränger geschlagen sind?" fragte er.

„O, mein Sohn," entgegnete sie, „als der Himmel mir zwei Knaben schenkte, Dich und den Julius Paulus, da fühlte ich mich unaussprechlich glücklich. Auf Euch baute ich meine Zukunft und flehte täglich zu den Göttern, Euch zu braven Männern zu machen. Sie haben mich erhört, aber sie lenkten Euch in eine Bahn, die meinem ganzen Gefühle widerstrebt. Ihr wurdet Soldaten und bedecktet Euch mit Ruhm, aber Euere Mutter hat seit jener Stunde niemals aufgehört, zu zittern. Wenn die Boten an den Rhein kamen und Euere Siege ankündigten, dann sah ich Euer Blut und eure Leichen, nicht aber die Lorbeerkränze, welche auf Eueren Häuptern prangten. Und wohl begründet war meine Furcht, denn Julius Paulus ist durch das Schwert der Römer gefallen und hat mir mehr Thränen ausgepreßt, als Du vermuthest. Nun hatte ich nur Dich. Ich rechnete, Du würdest bei mir bleiben und das große Anwesen besorgen, welches ja auch einen tüchtigen Mann fordert; aber Dir ließ es in dem häuslichen Kreise bei Mutter und Schwestern keine Ruhe.

Der Schall der Trompeten rief Dich immer wieder hinaus in Kampf und Blut. Was hast Du dabei gewonnen, mein Sohn? Dein Antlitz ist verunstaltet, Du hast im Dienste der Römer ein Auge verloren, und nur mit Mühe entgingst Du dem Tode."

„Eben darum, liebe Mutter, bin ich ja von den Römern abgefallen. Jetzt kämpfe ich nicht mehr für, sondern gegen sie. Mein Leben gilt meinem Vaterlande, gilt den unterdrückten Nationen diesseits und jenseits des Rheines."

„O, Claudius," antwortete die Mutter, „die Gefahren sind dadurch nur gestiegen. Die Römer hassen, die Unsrigen beneiden Dich, und das ist der Anfang des Hasses. Tod und Verwundung drohen Dir, und ich, Deine arme Mutter, muß Tag und Nacht Thränen vergießen, weil ich immer fürchte, Dich zum letztenmale zu sehen. Lasse ab von diesem Beginnen. Mögen die Andern Krieg gegen die Römer führen, Du aber bleibe bei mir und stütze meine alten Tage. Dem Vaterlande bist Du nichts schuldig, mir aber Alles, denn ich habe Dir das Leben gegeben und Dich erzogen. Ich zittere, wenn ich bedenke, daß Julius Briganticus, mein Enkel, der Dich haßt, in der Schlacht mit Dir zusammentreffen könnte."

„Mutter," antwortete er in schmerzlichem Tone, „Deine Besorgnisse machen mir das Herz schwer und hindern mich, mit freudigem Muthe meine Pflicht zu thun. Du glaubst, ich sei dem Vaterlande nichts schuldig, aber das ist ein Irrthum. Jeder, selbst der Geringste, schuldet dem Vaterlande Gut und Blut, und als Du mir das Leben gabst, da thatest Du es für das Land unserer Väter. Vor vielen Andern bin ich dem Gemeinwohl ein Opfer schuldig, denn schon durch meine Geburt

wurde mir ein hoher Platz eingeräumt, auf den Tausende schauen, von dem sie Thatkraft und Hingebung fordern. Unsere Reichthümer überheben mich der mühsamen Arbeit, befreiten mich von all' den Hindernissen, womit der Armgeborne zu kämpfen hat. In der Sorge um das tägliche Brod müssen sich die meisten Menschen von der Geburt bis zum Tode abquälen, und es bleibt ihnen weder Zeit, noch Gelegenheit, sich um das allgemeine Wohl verdient zu machen, aber sie haben doch wenigstens die Genugthuung, für ihre Familie gesorgt zu haben.

Diesen Trost entbehren die Reichen und Vornehmen, denn die Geburt wirft ihnen Alles zu. Darum aber, liebe Mutter, sind sie ihrer Pflichten nicht entbunden. Ihre Familie ist das gesammte Volk, für das sie einstehen sollen, dem sie als Führer und Leiter vorangehen müssen. Leider habe ich diesen Beruf allzuspät und erst nach persönlichen Kränkungen empfunden, aber wahrlich, es ist niemals zu spät, seine Pflicht zu erkennen und nach derselben zu handeln. Es ist wahr, meiner Schwester Sohn, Julius Briganticus, haßt mich, aber das ist doch kein Grund, das Schwert in die Scheide zu stecken. Virax wird dafür auf meiner Seite kämpfen."

Die Mutter liebte ebenfalls ihr Volk, aber sie war keine Patriotin in diesem hohen Sinne; Blut und Brand, Kampf und Streit haßte sie, und nur der stillen Liebe war sie zugänglich.

Die Schwestern aber betrachteten ihren Bruder wie ein höheres Wesen und waren unbeschreiblich glücklich in dem Gedanken, daß er die Insel von den Feinden gereinigt habe. Mit leuchtenden Augen und klopfendem Herzen sahen sie eine glanzvolle Siegesbahn vor ihm liegen und mit Begeisterung dachten sie an den Tag, wo

er als Befreier Galliens und Germaniens seinen Einzug in ihr bescheidenes Haus hielt und von beiden Nationen hoch gepriesen wurde. Des Briganticus Mutter schmeichelte sich mit der Hoffnung, auch ihr Sohn werde den Römern bald den Rücken kehren und sich mit seinem Oheim versöhnen.

„Mutter und Schwestern," nahm Civilis wieder das Wort, „ich bin gekommen, um für einige Tage Abschied von Euch zu nehmen, denn ich muß über den Rhein ziehen, um die Völker Germaniens unserer Sache geneigt zu machen und Bündnisse mit ihnen abzuschließen. Sorgt nicht um mich, ich kehre bald mit verstärkter Macht zurück, und dann werden wir noch größere Vortheile über die Römer erringen."

Die Mutter umarmte und küßte ihn unter Thränen, die Schwestern aber drückten ihn mit stürmischem Frohlocken an die Brust und drängten ihn zur Eile.

Er warf sich wieder auf sein Roß und sprengte von dannen. Mitten durch Feindesland ging sein Ritt, aber er kümmerte sich nicht darum. Wenn er an einer Römerwarte vorüber kam und von den Wachen angerufen wurde, dann schaute er hohnlachend hinauf und rief: „Der Geist Nero's schwebt um Euere Thürme und Zinnen. Ihr werdet in dem Blutsee ertrinken, den er über die Welt ergossen!"

Mit donnerndem Galopp ging es weiter, und wirkungslos blieben die Pfeile, die hinter ihm hersausten. Weiter, immer weiter ging der Ritt des Einäugigen. Nicht weit von Castra Vetera, welchem gegenüber damals die Lippe in den Rhein floß, gab er seinem Thiere die Sporen und setzte durch das Weidengestrüpp in die Fluthen. Die Wächter vom hohen Fürstenberge sahen und er-

kannten ihn, aber Niemand hatte den Muth, ihn zurückzuhalten, denn schon war die Kunde von der blutigen Niederlage zu ihnen gedrungen und sie harrten mit Entsetzen der Stunde entgegen, wo auch sie den Lanzen der Bataver Stand halten mußten.

Civilis schwamm mit seinem Roß durch die Fluthen; jenseits an der Mündung tauchte das edle Thier aus dem Rheine, peitschte die triefenden Weichen mit dem Schweife und trabte auf dem festen Lande weiter. Er befand sich auf einem Landstriche des rechten Ufers, den sich seit langer Zeit die Römer zu eigen gemacht, und wo sie gegen die Germanen hohe Grenzwälle aufgeführt hatten. Auf diesen Landwehren standen von Entfernung zu Entfernung hohe Wachtthürme, in denen kleine Besatzungen lagen. Diese spähten Tag und Nacht hinüber nach dem Germanenlande und meldeten durch Zeichen und Feuersignale jede Bewegung, die bei den Feinden stattfand.

Auf den Wiesen aber, die zwischen dem Rheine und den Grenzwällen lagen, pflegten römische Soldaten das Vieh zu hüten, welches den linksrheinischen Standlagern zur Nahrung diente. Auch jetzt weideten die Heerden daselbst, denn der Schnee war geschmolzen und das Gras zum Vorscheine gekommen. Civilis sprengte mitten hindurch und kümmerte sich wenig um die Soldaten, welche ihre Bogen spannten und ihm Pfeile nachsandten.

„Nicht lange mehr,“ murmelte er, „so werden meine Bataver diese Rinder schlachten und die Wälle der Erde gleich machen.“

Die Nacht deckte ihren feuchten Mantel über die Wälder; die Wachtthürme verschwanden in der Dunkelheit, aber man konnte sie noch erkennen, denn die Wächter

zündeten Lichter an, welche in die Nacht hinausleuchteten. An einem dieser Thürme führte sein Weg vorüber. Da ihn Hunger und Durst quälten, so ritt er dicht an den Thurm und machte sich durch lauten Ruf bemerklich.

Sofort gerieth die Besatzung in Bewegung; hoch in der Mauer öffnete sich ein Fenster und eine Stimme rief: „Wer begehrt Einlaß?“

„Claudius Civilis!“ gab er unerschrocken zur Antwort. „Komm herab und bringe mir Speise und Trank.“

Der Besatzung war schon die Meldung von der verlorenen Schlacht zugekommen und sie glaubten, Civilis sei mit seiner ganzen Macht da, um den Thurm zu zerstören und sie zu tödten. Sie hielten eine kurze Berathung und waren unschlüssig, was sie zu thun hätten.

Da rief Civilis noch einmal: „Bringt mir augenblicklich Speise und Trank oder bei den Göttern, ich lasse Euch dem Primipilar Aquillius nachfolgen.“

„Und was thust Du, wenn wir Dein Begehren erfüllen?“ fragte die Stimme.

„Dann mögt Ihr in Frieden die Nacht verschlafen.“

Jetzt kam ein Mann die steinerne Treppe herab, öffnete die Thüre und reichte ihm einen Weinkrug und eine Schüssel mit Fleisch. Während er in vollen Zügen trank und dem Fleische Ehre anthat, gewöhnte sich das Auge des Wächters an die Dunkelheit, aber vergebens spähte er nach den Kriegern des Civilis umher.

„Bist Du allein?“ fragte er endlich.

„Ganz allein,“ antwortete der Bataver.

Das Wort war kaum aus seinem Munde, als der Römer in den Thurm lief und seinen Kameraden in fliegender Hast berichtete, daß Civilis in ihrer Gewalt sei. Hastig griffen sie zu ihren Schwertern, stürzten die

Treppe hinab und drangen auf ihn ein. Civilis hatte den Angriff kommen sehen und war also vorbereitet. Dem ersten, der sich nahte, schoß er den Weinkrug in's Gesicht, dem zweiten die Fleischschüssel. Ehe sich dieselben noch aufgerafft hatten, befand er sich außerhalb des Grenzwalles und trabte im dunkeln Walde weiter.

Schon befand er sich im Lande der Brukterer und kam an einzelnen zerstreuten Hütten vorüber. Die Bewohner kauerten um die Heerdfeuer und sangen in unmelodischen Liedern den Preis ihrer Helden und das Lob der Götter. In eine dieser Hütten trat er ein und grüßte die Anwesenden.

Sie waren im ersten Augenblicke, als sie den großen einäugigen Mann sahen, erschrocken, und der Herr des Hauses, welcher seine Hände über die Feuerflamme gestreckt hatte, griff nach seiner Waffe, ließ sie aber wieder sinken, als er den mächtigen Bataver erkannte.

„Die Götter zum Gruß," sagte er, indem er ihm die Hand reichte, „aber wie kommt Civilis hieher? Man hat mir gesagt, Du stehest auf dem Schlachtfelde und habest zwei Cohorten der Römer niedergemetzelt."

„Man hat Dir nicht falsch berichtet, mein Freund; es ist wirklich so, die Römer sind geschlagen; nur das ist falsch, daß ich mich auf dem Schlachtfelde befinde, denn Du siehst, daß ich nicht dort, sondern hier bin."

„Ich sehe, aber ich verstehe es nicht."

„So will ich Dir die Erklärung geben. Boten Deines Volkes sind zu mir gekommen und haben mir Bündniß und Hülfe angetragen. Gern nahm ich Beides an, aber nicht blindlings will ich Verbindungen schließen, sondern den Willen der Götter befragen. Prophezeien sie Gutes, so will ich die Bündnisse eingehen; sagen sie aber

Schlimmes voraus, so wäre es gewissenlos, die Germanen in diesen Kampf zu ziehen."

„Wahrlich, Deine Beweggründe sind edel," sprach der Brukterer. „Sage mir nun, warum Du in meine Hütte gekommen bist. Kann ich Dir einen Dienst leisten?"

„Du kannst! Eile sofort zu dem Könige der Brukterer und von da zum Könige der Tenkterer und sage ihnen, daß ich sie ersuche, zum Thurme der Veleda zu kommen, damit sie gleichzeitig mit mir hören, was der Mund der weisen Frau zu thun räth."

„Es soll geschehen, Civilis; nicht eher will ich die Schuhe von meinen Füßen legen, nicht eher sollen meine Lippen Speise und Trank berühren, bis Dein Auftrag ausgeführt ist."

Sofort nahm er Abschied von seiner Familie, um die erhaltenen Aufträge auszuführen; Civilis aber setzte sich wieder zu Pferde und sprengte in die Nacht hinein. —

Veleda*) war eine im Lande der Brukterer hochberühmte und geehrte Seherin, welche man bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog; denn man glaubte, daß sie in die Zukunft sehe und über Alles, was in künftigen Tagen geschehen werde, von Allvater genau unterrichtet sei. Ihre Wohnung war ein Thurm, welcher in schauerlicher Gegend an der Lippe stand. Sie ließ sich niemals öffentlich sehen und hatte mit Niemanden Umgang; nur ihren nächsten Verwandten war es erlaubt, sie zuweilen zu sehen.

Civilis hatte aus der Beute, die er auf dem Schlacht-

*) S. Guggenheim I, 101.

felde zwischen dem Rhein und der Waal gemacht hatte, die schönsten Stücke ausgesucht; es waren goldene und silberne Geschirre und Götterbilder aus edlem Metall. Sie waren als Geschenke für die Seherin bestimmt.

Am folgenden Morgen erreichte er die Gegend, wo Veleda wohnte. Ein Bauer aus der Umgegend hatte sich erboten, ihm aus der Ferne den Thurm zu zeigen. Langsam ritten sie den Fluß hinauf, überall von dichtem Walde umgeben. Anfangs trafen sie noch auf zerstreute Hütten, aber bald verschwand die letzte Spur aller menschlichen Wohnungen; tausendjährige Bäume mit geborstener Rinde und mit dickem Moos überzogen, häuften sich mehr und mehr und in den kahlen Gipfeln ertönte das Gekrächze von Raben und Adlern.

„Halte Dein Roß an," flüsterte der Bauer, „und steige ab, denn wir sind dem Thurme der weisen Frau nahe gekommen."

Civilis sprang vom Pferde und folgte dem Bauern eine Strecke durch den Wald. Plötzlich kamen sie an eine Stelle, wo die Lippe einen runden See bildete; und am jenseitigen Ufer desselben erhob sich ein Thurm, der rings umher von Bäumen eingeschlossen war, so daß man nur den obern Theil desselben sehen konnte. Ein schwarzer Rauch kam aus demselben hervor und stieg eine Strecke weit kerzengerade in die Luft empor, dann aber theilte er sich und lagerte als breite Wolke über dem Walde.

„Bleibe bei den Rossen," sprach Civilis zu dem Bauern; „ich werde unterdessen zu der weisen Frau gehen."

„Thut es nicht," antwortete der Bauer; „Veleda ist nicht für Jeden zu sprechen, und nur in den wichtigsten Fällen läßt sie sich herbei, ihr Ohr den Sterblichen

zu leihen. Mache Dir keine Ungelegenheit; Deine Neugierde könnte sonst schwer gestraft werden."

„Thue, was ich Dir gesagt habe, und sei versichert, daß ich der Seherin nichts zumuthe, was sie nicht gerne erfüllen wird."

Zitternd nahm der Bauer die Zügel, aber Civilis schritt unerschrocken dem Thurme zu. Als er denselben erreicht hatte, suchte er nach einem Eingange; aber wie er auch spähen mochte, er fand keinen. Es war in der That auch keiner vorhanden. Da rief er mit lauter Stimme: „Veleda, Veleda!"

„Civilis," antwortete eine wunderbar klingende Stimme. Er schaute empor und suchte nach der Person, aus deren Munde die lieblichen Töne kamen, aber er sah Niemanden.

„Civilis," ließ sich dieselbe Stimme wieder vernehmen, „ich sah, wie Du die Römer schlugst, aber ich sah auch, wie Du hinterlistig und versteckt warst. Hüte Dich vor dem Letztern, denn Falschheit schlägt den eigenen Herrn. Du bist gekommen, um mich zu fragen, wie das angefangene Werk verlaufen werde, aber ich werde es Dir nicht sagen, bis die beiden Könige angekommen sind, die Du hieher bestellt hast. Gedulde Dich also, bis sie da sind. Die Geschenke, welche Du für mich bestimmt hast, lege am Fuße des Thurmes nieder. Du selbst aber begieb Dich in das nächste Dorf; dort werden die Könige mit Dir zusammentreffen. Erst, wenn es Nacht geworden ist, kehre zurück."

Der Bauer war höchst verwundert, als er den Bataver wieder mit heiler Haut vor sich erscheinen sah, und fragte ihn, was er gesehen habe.

„Nichts habe ich gesehen," antwortete Civilis, „wohl

aber eine Stimme gehört, welche nicht von der Erde, sondern aus Walhalla zu kommen schien. Doch frage nicht weiter, denn es scheint, daß die Seherin nicht gerne die Neugierde der Vorwitzigen befriedigt. Kehre nun zu den Deinigen zurück und laß mich allein."

Der Bauer nahm Abschied, Civilis aber begab sich in das ihm bezeichnete Dorf, um die Könige zu erwarten. Die Zeit wurde ihm unendlich lang; deßhalb warf er sich wieder auf sein Roß, um hie und dort den Sieg der Bataver zu verkünden und die Brukterer gegen Rom aufzustacheln.

Als er zurückkehrte, fand er die beiden Könige, würdige Männer, welche sogleich bereit waren, ein Bündniß mit ihm einzugehen.

„Ich danke Euch für die Bereitwilligkeit," sprach er, „aber der Krieg ist von einer so ungeheuern Tragweite, daß wir vor jedem weitern Schritte aus Veleda's Munde das Schicksal hören wollen."

Damit waren sie zufrieden. Als die Nacht nahte, stiegen sie zu Pferde und gelangten bis zu der Stelle, wo die Lippe sich zu einem See erweiterte. Ein riesengroßer Mann trat ihnen hier entgegen und gab sich als Abgesandter der Veleda kund.

„Steiget ab," sagte er, „und laßt Euch die Augen verbinden, denn Niemanden ist es vergönnt, den Eingang zu Veleda's Burg zu schauen."

Sie sprangen auf den Waldboden und ließen sich die Augen verbinden. Der Mann führte sie eine Zeitlang durch den Wald; dann glaubten sie durch eine Thüre zu kommen. Auf vielen Stufen stiegen sie abwärts und gelangten durch mancherlei Windungen in einen freien Raum, wo ihre Schritte laut wiederhallten.

Der Bote befreite ihre Augen von der Umhüllung und verschwand. Das Gemach war eine runde Halle, in deren Mitte ein Opferaltar stand. Vom Gewölbe herab hing eine große Ampel, welche die Halle mit einem rosenrothen Lichte übergoß. Sonst aber gab es keine Geräthe in der Halle.

Nach einiger Zeit wurde die Stille durch ein leises Rauschen unterbrochen. Als sie aufschauten, stand eine hehre Gestalt in weißem Gewande vor ihnen; ihr goldgelbes Haar floß in langen Locken bis zur Hälfte des Leibes und wurde auf der Stirne von einem Goldreifen festgehalten. Edel und ernst, aber überaus lieblich war das Antlitz und ihre Stimme klang wie Harfenlaut.

„Ihr seid gekommen, um die Götter über die Entscheidung des Krieges zwischen den Römern und Euch zu befragen," sagte sie. „Sie werden durch meinen Mund untrügliche Antwort geben."

Eine andere Jungfrau erschien jetzt und überreichte ihr eine goldene Schale und ein Feuerbecken. Als sie das Becken auf den Altar gestellt hatte, nahm sie aus der goldenen Schale Weihrauch und streute denselben auf die Kohlen. Die Rauchwolken stiegen zu dem Gewölbe empor und hüllten fast den ganzen Raum ein. Ihre Gestalt tauchte wie ein Götterbild aus demselben empor. Mit lauter Stimme betete sie zu Allvater und flehte ihn an, die Wahrheit zu enthüllen. Dann verkündigte sie Civilis und den Königen: „An dem Platze, wo die erste Schlacht geschlagen ist, entscheidet sich auch die zweite. Ich sehe auf der einen Seite Bataver, Canninefaten, Friesen, Tungerer, Brukterer, Tenchterer und vereinzelte Andere; auf der Feindesseite steht die Macht der Römer, sie ist groß und vom obern Rheine herab-

gekommen, aber was hilft ihre Stärke? Civilis und seine Bundesgenossen siegen. Gallien und Germanien frohlocken und sehen der Freiheit entgegen."

„Gottgeweihte Seherin," sprach der König der Brukterer, „Du hast uns einen Sieg verkündet. Sage uns auch, wie es in der Folge gehen wird."

„Ich sehe der Siege noch mehrere," antwortete sie, „aber Allvater weigert sich, jetzt schon den Schleier der Zukunft zu lüften."

„Ich verlange nicht weiter zu schauen," nahm der König der Brukterer das Wort; „hier lege ich meine Hand in die des Civilis und verspreche in Gegenwart Veleda's und vom Odem Allvaters angeweht, ihm ein treuer Bundesgenosse zu sein."

„Dasselbe thue auch ich," sprach der König der Tenchterer und legte ebenfalls seine Hand in die des Civilis.

„Geht denn und nehmt den Segen der Götter mit," sprach Veleda, und sie war verschwunden, ohne daß einer von den Dreien wußte, wo sie geblieben. Die Lampe am Gewölbe erlosch, und sie befanden sich in tiefster Finsterniß. Jetzt erschien der riesige Mann wieder, legte ihnen die Binde vor die Augen und führte sie die Treppe hinauf durch den Wald. Als er die Binden wegnahm, befanden sie sich bei ihren Pferden und über ihren Häuptern strahlten die Sterne in ungewöhnlichem Glanze.

Sie stiegen zu Rosse und sprengten von dannen. An einem Kreuzwege angekommen, hielten sie ein und erneuerten das Bündniß. Die Könige versprachen, sofort die Kriegshörner blasen zu lassen und ihre Völker zu sammeln; dann sprengten sie alle drei in verschiedenen Richtungen davon.

Als Civilis bei seinen Bundesgenossen ankam und ihnen verkündigte, was geschehen, frohlockten sie und fuhren fort, das Lager zu befestigen. Bis aber die Germanen kamen, ging immer einige Zeit dahin, denn die Leute mußten gesammelt und bewaffnet werden, ehe sie gegen den Feind geführt werden konnten. —

Hordeonius Flaccus, der Oberbefehlshaber aller Legionen am Rhein, saß zu Mainz und kurirte an seinem kranken Körper.*) Da sprengte auf schaumbedecktem Rosse ein Reiter durch das Lager und begehrte, sogleich vor den Oberfeldherrn geführt zu werden. Diese Eile erregte Aufsehen bei den Soldaten, und Alle waren neugierig, zu erfahren, was sich zugetragen. Der Reiter nahm sich nicht Zeit, seine beschmutzten Kleider mit andern zu vertauschen. Den Fuß aus dem Bügel ziehend, trat er vor den Feldherrn und sprach: „O Flaccus, großes Unglück hat sich am Unterrhein ereignet; Claudius Civilis ist von uns abgefallen und hat einen Aufstand erregt. Die batavische Insel ist von den Römern gesäubert, die Cohorten erschlagen, die Feldzeichen genommen; nur Wenige sind dem Blutbade entronnen. Eile, eile, Hülfe zu senden, ehe Alles verloren ist."

Als Flaccus diese Schreckensbotschaft hörte, erkundigte er sich, ob Civilis nicht ausdrücklich gesagt habe, daß er für Vespasian kämpfe. „Er giebt es vor," sagte der Bote, „aber in Wahrheit ist es darauf abgesehen, ganz Gallien und Germanien in den Aufstand hineinzuziehen und der römischen Herrschaft ein Ende zu machen."

Da ließ der Oberbefehlshaber den Legaten Mum-

---

*) Heinrich Brühl. Mainz, geschichtlich, topographisch und malerisch dargestellt. Seite 6. Mainz 1829.

mius Lupercus,*) welcher zwei Legionen befehligte, zu sich kommen, theilte ihm das Vorgefallene mit und gab ihm den Auftrag, mit zahlreicher Mannschaft gegen die Aufständischen zu ziehen.

Lupercus zögerte nicht. Er ließ die beiden Legionen aus dem Lager marschiren, in der Nachbarschaft die Ubier und im Trier'schen die Reiterei zusammenziehen und ordnete an, wo sie mit den Legionen zusammentreffen sollten. Dann gab er noch eine Schwadron Bataver zu, die in Mainz stand. Die Letztern wußten durch geheime Boten bereits, was vorgefallen und hatten die Absicht, zu ihren Landsleuten überzugehen, sobald dieses möglich sei, aber sie hatten es wegen ihrer geringen Anzahl noch nicht gewagt, öffentlich abzufallen.

Civilis erhielt Nachricht, daß eine gewaltige Macht gegen ihn im Anmarsche sei, aber das schreckte ihn nicht, denn auch seine germanischen Bundesgenossen vom rechten Rheinufer waren bereits eingetroffen und lechzten vor Begierde, sich mit den Römern zu messen.

Als sich die Legionen immer mehr dem Orte näherten, wo Civilis den Kampf aufnehmen wollte, schickte er zu seiner Mutter und seinen Schwestern und ließ sie auffordern, bei ihm zu erscheinen; auch die Frauen und unmündigen Kinder der gesammten Kriegsschaar mußten kommen, um im Rücken seines Heeres zu verweilen. So war es von jeher Sitte, denn die Weiber mußten mit Geschrei und Zuruf ihre Brüder ermuntern, wenn sie etwa wanken sollten, und die Männer sollten durch die Besorgniß für ihre Angehörigen zu desto größerer Tapferkeit entflammt werden.

---

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 18.

Nachdem er die Seinigen in Schlachtordnung aufgestellt hatte, ließ er ringsumher die in der ersten Schlacht erbeuteten Feldzeichen aufstellen, damit seine Krieger durch diesen Anblick gestärkt, die Römer aber entmuthigt würden.

Die Legionen der Römer standen ebenfalls kampfbereit, und auf dem linken Flügel jene batavische Schwadron, die mit von Mainz gekommen war.

Die Streiter des Civilis erhoben jetzt ihren Schlachtgesang; ernst und drohend klang er über das Feld. Die Weiber und Kinder im Rücken des Heeres stimmten ein furchtbares Geheul an. Die Römer hatten diese Töne oft genug gehört, dennoch schracken sie zusammen und erwiederten nicht mit gleichem Geschrei. Das Zeichen zum Kampfe wurde gegeben, und die Heere stürzten aufeinander zu. In diesem Augenblicke verließ die batavische Legion die Römer, ging mit donnerndem Jubelruf zu ihren Landsleuten über und kehrte die Waffen gegen ihre bisherigen Befehlshaber.

Der Angriff der Verbündeten war so ungestüm, daß die beiden Legionen Mühe hatten, sich zu halten. Auf und nieder wogte der Kampf; die Römer verloren immer mehr Boden und die Germanen drängten mit Macht vor. Vergebens suchten die Befehlshaber, ihnen Muth einzusprechen und sie auf die Schande einer Niederlage aufmerksam zu machen; sie waren den Germanen an Tapferkeit nicht gewachsen. Zuerst ergriffen die Ubier und Trevirer (Cölner und Trierer) die Flucht und zerstreuten sich weit umher auf dem ganzen Schlachtfelde. Leider ließen sich die Germanen verleiten, sie zu verfolgen und in großen Mengen niederzumachen; denn dadurch bekamen die beiden Legionen, deren Niedermachung viel wichtiger gewesen wäre, Luft zum Entfliehen. Mit Grausen und

Entsetzen kehrten sie dem Schlachtfelde den Rücken und liefen auf dem Wege, den sie gekommen waren, zurück, bis nach Castra Vetera, dem heutigen Fürstenberge bei Xanten. Hier fanden sie hinter dicken Mauern Schutz und Zeit, sich zu sammeln und auszuruhen. Wäre Civilis gleich hinter her gewesen, so würde er sie alle auf der Flucht erschlagen haben; aber die Germanen, ganz trunken vom Sieg, schweiften über das Schlachtfeld und rissen die ungeheuere Beute von Waffen und Werthsachen an sich. Die Frauen verlängerten noch den Aufenthalt, denn sie wollten die ruhmreichen Plätze sehen, wo ihre Männer den glorreichen Sieg davon getragen hatten. Jauchzend liefen sie umher, rafften zusammen, was die Fliehenden von sich geworfen hatten und beschauten die klaffenden Wunden, welche ihre Männer den Römern und ihren Bundesgenossen beigebracht hatten.

Das Schlachtfeld war in der That schrecklich anzusehen. Wohin man schaute, sah man Haufen von Menschen- und Pferdeleichen, zerbrochene Waffen und Blutlachen.

Die alte Mutter des Civilis hatte während des Kampfes furchtbare Angst um ihren Sohn ausgestanden; jetzt aber kannte sie sich vor Freude nicht mehr und hing jauchzend am Halse des Helden.

„Geh' nun nach Hause, Mutter," sagte er, „dieser Anblick taugt nicht für Dich; Dein Herz ist zu weich für Blut. Dein Sohn aber muß seinem Geschicke folgen und mit den Römern kämpfen, bis der letzte vom rheinischen Boden verschwunden ist."

Die Gelegenheit zur Verfolgung der Legionen war nun verpaßt, aber der Sieg drohte dennoch verhängnißvoll für die Römer zu werden, denn als der Ruf von

diesem zweiten und weit bedeutendern Erfolge durch Gallien und Germanien ertönte, wurden diese Völker schwierig. Die Gallier, bei denen eben eine neue Truppenaushebung im Gange war, widersetzten sich und verweigerten die Zahlung der Abgaben; überall gährte es.

Civilis sammelte endlich seine Schaaren und zog den Römern nach bis Xanten. Dort angekommen, belagerte er die Festung, aber sie lag zum Theil auf der steilen Anhöhe des Fürstenberges, zum Theil an dem aufsteigenden Abhange und war überall mit starken Mauern umgeben. Im Ersteigen der Mauern aber waren seine Krieger zu wenig geübt, und so ging eine kostbare Zeit verloren, die besser hätte benützt werden können.

V.

Während zwischen Waal und Rhein die blutige Schlacht geschlagen wurde, begaben sich bei und in dem entfernten Mainz Dinge, welche mit den Vorfällen am Niederrhein im engsten Zusammenhange standen. Als Vetellius den Rhein verließ und nach Rom zog, hatte er den Befehl hinterlassen, ihm alle verfügbaren Truppen nachzuschicken. Der Oberbefehlshaber am Rheine, Hordeonius Flaccus, hatte diesem Befehle Folge geleistet, aber es scheint, daß er zweifelhaft wurde, als er hörte, daß Vitellius an Vespasian einen Nebenbuhler gefunden und daß diese beiden Kaiser mit ihren Heeren aufeinander losrückten. Vielleicht wollte er zusehen, wer von beiden die Oberhand erhielt und sich darnach richten; deßwegen war es ihm genehm, als Civilis die Kriegsfahne gegen Vitellius und für Vespasian aufpflanzte. Die Boten, welche vom Rheine und aus den beiden verlornen Schlachten kamen, öffneten ihm die Augen über die wahren Absichten

des Batavers, und nun schickte er die Cohorten der Bataver und Canninefaten nach Italien, damit sie das Heer des Civilis nicht vermehrten.

Schon waren diese abgerückt und befanden sich in einiger Entfernung von Mainz, als sie von den Boten des Batavers eingeholt wurden. Diese erzählten ihnen, Civilis und Brinio seien gegen die Römer aufgestanden und hätten bereits zwei glänzende Siege erfochten, weitere stünden in Aussicht, die Gallier und Germanen erhoben sich allenthalben, und es sei ihre Pflicht, dem Rufe der beiden Feldherren zu folgen und dem Vaterlande zur Freiheit zu verhelfen.

Sie hatten diese Nachricht kaum vernommen, als sie sich weigerten, weiter zu marschiren, aber sie gaben nicht die wahren Beweggründe ihres Trotzes an, sondern steiften sich auf die Versprechungen, die ihnen von Vitellius gemacht worden waren: Er hatte ihnen doppelten Sold,*) die Bezahlung des Marsches, vermehrte Reiterei und Anderes zugesagt, was bisher noch nicht erfüllt worden war.

Trotz aller Bitten und Drohungen wandten sie sich um, kehrten nach Mainz zurück, und forderten von Hordeonius Flaccus die Erfüllung der gegebenen Versprechen. Der schwache Mann gab in einigen Dingen nach, andere, die unmöglich zu erfüllen waren, schlug er mit geängstigtem Herzen ab.

Mit wildem Geschrei drangen sie auch auf Gewährung der übrigen, und da dieses unmöglich war, so hörten sie weder auf seine Bitten, noch auf seine ohnmächtigen Drohungen, sondern zogen nach dem Niederrheine ab, um sich zu Civilis zu begeben.

---

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 19.

Flaccus wußte sich nicht zu helfen; statt das einzig Richtige zu thun und seine Legionen gegen sie zu schicken, rang er jammernd die Hände und schaute ihnen verzweiflungsvoll nach.

Schon hatten sie ein Stück Weges zurückgelegt, als ihm die Verantwortlichkeit schwer auf die Seele fiel. Um dieselbe nicht allein zu tragen oder auch das Richtige zu treffen, ließ er alle Tribunen und Centurionen, welche sich in Mainz befanden, zu einem Kriegsrathe zusammenberufen und legte ihnen die Frage vor, ob es nicht besser sei, den Widerspenstigen nachzueilen und sie mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Die Gefragten waren verschiedener Meinung; Einige riethen zur Verfolgung, Andere stellten ihm die großen Schwierigkeiten der Lage vor: „Unter den hier versammelten Legionen," sagten sie, „giebt es viele Hülfsvölker, auf die man sich in diesen aufgeregten Zeiten nicht verlassen kann, und die mit den Abziehenden vielleicht gemeinsame Sache machen; außerdem ist jetzt die Aushebung zur Ergänzung der Legionen im Gange. Wenn die jungen Mannschaften in ein von Truppen entblößtes Lager kommen, so werden sie sich auflehnen und die Treuen niedermachen. Handle Du aber nach Deinem Gutdünken!"

Flaccus war eine feige Natur und nicht fähig, einen kühnen Entschluß zu fassen; es däuchte ihm angemessener, die Empörer ziehen zu lassen. Die Versammlung aufhebend, zog er sich in seine Stube zurück.

Dort wurde er wieder von neuen Zweifeln erfaßt und rannte in stets steigender Angst hin und her. Wahrscheinlich war jetzt das Gerücht vom Zusammenflusse der Feinde am Unterrheine zu ihm gedrungen, denn er wurde

wieder andern Sinnes, besonders als die Tribunen kamen und ihm Vorwürfe machten. „Ihr selbst habt mir dazu gerathen,“ sagte er, „aber ich will sogleich einen Boten nach Bonn schicken und zusehen, ob sich die Gefahr noch abwenden läßt.“

Der Bataver und Canninefaten waren jetzt acht Cohorten, die mit wildem Toben der Römerstraße am Rheine folgten. Das nächste bedeutende Römerlager war in Bonn, und nur dort konnten sie ernstlichen Widerstand finden, denn die übrigen Orte hatten nur schwache Besatzungen. In Bonn befehligte Herennius Gallus die erste Legion. Derselbe hatte noch keine Ahnung von dem Anmarsche der Bataver. Da kam plötzlich ein Eilbote von Mainz, welcher ihm einen Brief von Hordeonius Flaccus überbrachte. Zu seinem Schrecken ersah er aus dem Schreiben, was vorging. „Wehre den Batavern den Durchzug,“ schrieb der Oberbefehlshaber; „ich selbst werde mit meinen Soldaten von Mainz aufbrechen und ihnen in den Rücken fallen; zwischen zwei Heere eingekeilt und von entgegengesetzten Seiten angegriffen, werden sie leicht überwältigt werden.“

Gallus fand den Kriegsplan vernünftig und schickte sich an, den Empörern mit seiner Legion entgegenzueilen, aber kaum hatte er die nothwendigen Veranstaltungen getroffen, als der Oberbefehlshaber einen Gegenbefehl schickte und ihn dringend ersuchte, dem Abzuge der Bataver nichts in den Weg zu legen.

Diese sich widersprechenden Befehle spiegelten einerseits den rathlosen und unfähigen Charakter des Hordeonius Flaccus, andererseits die Zerfahrenheit der Verhältnisse am Rheine deutlich ab. Man sieht, es gährte und rumorte überall; alle festen Plätze waren bedroht

oder konnten in der nächsten Zeit bedroht werden, ja man fürchtete sogar die Stunde, in welcher die neu ausgehobenen Truppen in die Lager einrückten. Flaccus war nun am allerwenigsten der Mann, welcher dieser Lage gewachsen war. Er trug sich mit tausend Aengsten. So lange er die Truppen noch zwischen den festen Mauern seines Lagers hatte, konnten sie durch die mit ihren Reihen vermischten Römer im Zaume gehalten werden; draußen wurden sie vielleicht ebenso schwierig wie die Bataver und machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen — dann war auch Bonn verloren, und die Aufständischen hatten einen festen Platz, von dem aus sie wirksam operiren konnten. Sein Leben war ferner in Gefahr, wenn die nun ausgehobenen Truppen in Mainz einrückten und keine alten Soldaten mehr vorfanden.

So ungefähr mochte der Gedankengang des Flaccus sein, und daraus sich sein letzter Befehl erklären.

Unterdessen waren die Bataver in die Nähe von Bonn gekommen. Sie lagerten sich in einiger Entfernung und schickten einen Abgesandten an den Legaten Herennius Gallus, um ungehinderten Durchzug*) zu begehren. Sie sagten ihm, sie seien nicht gekommen, um Krieg mit den Römern anzufangen, denn sie hätten in vielen Schlachten für sie gefochten, aber sie seien müde vom langen Kriegsdienste und verlangten nach ihrer Heimath. Dieses Verlangen sei noch dadurch gestärkt worden, daß man ihnen die gemachten Versprechen nicht gehalten; sie wollten dessen aber nicht eingedenk sein, wenn man sie ruhig ziehen lasse. Setze man ihnen aber Gewalt entgegen, so würden sie sich mit dem Schwerte Bahn brechen.

---

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 20.

Herennius Gallus konnte zu keinem Entschlusse kommen, aber seinen Soldaten stieg die Schamröthe in's Gesicht und sie wollten durchaus den Kampf. In Bonn befanden sich damals etwa dreitausend Legionssoldaten, einige Cohorten der Belgier und ein Troß von Marketendern und Landleuten. Die beiden letztern waren am meisten auf einen Angriff erpicht und stürmten aus allen Thoren, um die Bataver zu umzingeln; ihnen folgte Gallus mit den Soldaten.

Die Bataver aber waren keine Neulinge, sondern im Kriege ergraut und wohl erfahren in Angriff und Vertheidigung. Sofort bildeten sie Keilrotten und brachen in den Feind. Nach kurzem Kampfe verloren die Belgier den Muth und flohen. Dadurch wurde die Legion zurückgedrängt, und nun eilten Alle in wilder Flucht dem Walle und den Thoren zu, um sich im Lager in Sicherheit zu bringen, aber sie konnten nicht so schnell durch die schmalen Eingänge gelangen; der Eine verstopfte dem Andern den Weg, und so wurden Tausende hingeschlachtet und die Gräben mit Leichen gefüllt; die Sieger aber zogen unbehelligt weiter. In Cöln hätte man sie anhalten und züchtigen können, aber der Schrecken ging einmal vor ihnen her; man wagte es weder in Cöln, noch in den übrigen Theilen des Ubiergebietes, sie anzugreifen, ungefährdet kamen sie nach Castra Vetera.

Als die acht Cohorten am Niederrheine ankamen, lag Civilis mit seiner Armee vor Castra Vetera. Lang wallten Bart und Haupthaar herab, denn er hatte ja den Schwur gethan, sie nicht zu beschneiden, bis er den Sieg errungen habe. Sobald ihm die Ankunft der acht Cohorten gemeldet wurde, bestieg er sein Roß. Dasselbe thaten Brinio und die Könige der Germanen und ritten

den acht Cohorten entgegen. Diese waren voller Begeisterung, sowohl von ihrem eigenen Siege, als auch von dem Schlachtfelde bei Millingen, wo sie noch die Leichenhaufen der Römer angetroffen hatten.

Von den Anführern gepriesen und wegen ihrer Treue belobt, erklärten sie sich sogleich bereit, im Heere des Civilis zu dienen. Bei der Belagerungsarmee angekommen, erscholl in allen Reihen lauter Jubel, und sie wurden mit offenen Armen aufgenommen.

Im Lager der Römer waren von den zwei Legionen nur noch fünftausend Mann vorhanden, welche von den Legaten Mummius Lupercus und Numisius Rufus befehligt wurden.*) Diese beiden Männer waren von größerer Thatkraft beseelt, als ihr Oberbefehlshaber. Die Menge der Feinde schreckte sie zwar, aber sie verloren den Muth nicht, und hatten die Absicht, sich bis zum Aeußersten zu halten. All' ihr Bestreben aber würde vergeblich gewesen sein, wenn Civilis im ersten Schrecken über sie hergefallen wäre, denn die Besatzung von fünftausend Mann war viel zu klein, um die ausgedehnten Werke zu halten.

In der Nähe von Vetera (Fürstenberg) war im Laufe der Zeit die Ortschaft Birten entstanden, in welcher sich römische Händler, Marketender, Ackersleute und Bürger angesiedelt hatten, um im Schutze der Lagermauern ihre Geschäfte ruhig betreiben zu können. Diese Gebäude konnten dem Feinde bei der Belagerung zum Stützpunkte dienen, und dann den Römern gefährlich werden. Die Legaten ließen sie deßhalb niederreißen, sobald sie die Belagerungsarmee herankommen sahen. Die Bewohner wurden

*) J. P. Spenrath. Alterthümliche Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihrer Umgebung, in Geschichtsforscher und Bewahrer der Alterthümer am Niederrheine I 60 u. ff. Crefeld 1817

mit ihrer gesammten beweglichen Habe in die Stadt genommen.

Um das Lager fester zu machen, errichteten sie neue Werke und arbeiteten Tag und Nacht an denselben, ohne daß Civilis sie störte.

Dieser hatte eine Versammlung der Befehlshaber zusammenberufen, welche in der Nähe des Lagers auf freiem Felde stattfand. „Meine Freunde," redete er sie an, „Ihr wißt Alle, daß wir die Waffen zur Befreiung unseres Vaterlandes erhoben, aber wir haben uns den Schein gegeben, als wenn wir nicht für uns, sondern für Vespasian kämpften. Es entsteht deßhalb nun die Frage, wie wir die Cohorten schwören lassen, für Vespasian oder für die Befreiung unseres Landes."

Da erhob sich ein Greis und sprach: „Es wäre von Anfang an besser gewesen, keine Verstellung zu üben, sondern frisch mit der Sprache herauszukommen und sich gegen die Römer, welche Namen sie auch immer führen, zu erklären. Wir hätten dadurch manche Zweideutigkeit vermieden, aber da es einmal geschehen ist, so kann man sich nicht mehr zurückziehen. Ich rathe deßhalb, für den Vespasian schwören zu lassen, bis günstigere Gelegenheit kommt, seine Meinung offen an den Tag zu legen."

Ihm stimmten andere Redner zu und hoben hervor, daß man auf diese Weise noch immer schuldlos und auch der Cohorten sicher bleibe.

Am folgenden Tage wurden die Feldzeichen mit dem Bildnisse des Vespasian aufgestellt, und Alle schworen für ihn.

Am Mittage dieses Tages saß Civilis in seinem Zelte und dachte über die Größe seiner Aufgabe nach. Sie erschreckte ihn fast, denn wie sich auch Brinio brüsten

mochte, die ganze Last der Heerführung lag ihm auf dem Nacken und er hatte mit Leuten zu thun, welche von der strengen Disciplin der Römer nichts kannten und nichts von derselben wissen wollten; auch waren sie nicht zu regelrechten Kämpfen und Belagerungen geübt, sondern ungestüm in ihrer Tapferkeit, ohne Ueberlegung und Selbstbezwingung. Nur die batavischen Cohorten waren alte ergraute Krieger, und deren mußte er mehr haben. Wenn es ihm gelang, die belagerten Legionen zum Schwur für Vespasian zu bewegen, so gewann er mit einem Schlage diese Legionen und einen festen Platz. Er ließ deßhalb seinen Neffen Verax zu sich kommen und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, als Abgesandter in das Lager der Feinde zu gehen.

Dieser erklärte sich gerne bereit. Da ließ Civilis einen Trompeter vor ihm herreiten, welcher sich in die Nähe des Thores begab und mit lautem Blasen die Aufmerksamkeit der Belagerten auf sich lenkte. Sie kamen in Haufen auf die Mauern und schauten auf die beiden Reiter hinab. Da ließ der Abgesandte eine weiße Fahne wehen und begehrte, eingelassen zu werden, um mit den Legaten zu reden.

Der Eintritt wurde ihm gewährt, aber er mußte an der Pforte vom Pferde steigen und zu Fuß durch das Lager schreiten. Absichtlich verband man ihm die Augen nicht, denn er sollte sehen, welche großartigen Werke sie aufführten, und wie schwer es dem Civilis sein werde, das Lager zu nehmen.

Die Legionäre waren theils mit Mauerarbeiten beschäftigt, theils standen sie neugierig auf den Mauern oder schlenderten müßig umher; Alle aber wetteiferten miteinander in gleichem Hasse gegen die Bataver. Manche

Spott- und Stichelrede mußte er auf seinem Wege hören, und durfte sie nicht erwiedern.

Das Hauptfestungsgebäude lag auf der Spitze des Fürstenberges; dort hielten sich auch die beiden Befehlshaber auf, und die Soldaten, welche den Abgesandten begleiteten, waren beauftragt, denselben hinaufzuführen. Zwischen hohen Steingebäuden hindurch, die theils als Kasernen, theils als Vorrathshäuser dienten, erreichten sie die Hügelspitze, und er wurde in das feste, nach römischer Art reich geschmückte Präfecturgebäude gebracht. In einem großen Saale mit Marmorwänden und Mosaikfußboden wurde ihm zu warten bedeutet, bis er den Legaten gemeldet sei.

Bald nachher erschien ein Diener und führte ihn in ein kleineres Gemach, dessen Wände mit reichem Bildwerke geschmückt waren. Am Ende desselben zwischen hohen Marmorsäulen saßen auf prächtigen Sesseln die beiden Legaten Mummius Lupercus und Numisius Rufus.

Nach den üblichen Begrüßungen hob der Abgesandte an: „Mein Feldherr, der tapfere und berühmte Civilis, hat sein Heer dem Vespasian Treue schwören lassen, und er richtet durch mich an Euch die Mahnung, dasselbe zu thun. Wollt Ihr das aber nicht, sondern dem unwürdigen Vitellius anhängen, so wird er Euer Lager brechen und Euch Alle den Tod des Schwertes sterben lassen. Gebt mir Antwort!"

Da erhob sich Lupercus und entgegnete: „Die Antwort wollen wir Dir nicht schuldig bleiben. Kehre zu Deinem Herrn zurück und sage ihm, daß wir nicht gesonnen sind, von einem Verräther und Feinde des römischen Volkes Rathschläge oder gar Befehle anzunehmen.

Vitellius ist unser Kaiser, dem wir geschworen, und ihm wollen wir treu bleiben. Ein batavischer Ueberläufer soll sich nicht um unsere Angelegenheiten kümmern, sondern der verdienten Strafe gewärtig sein." Rufus stimmte dem bei und fügte noch beleidigende Worte hinzu.

Verax kehrte zurück und überbrachte dem Civilis die ablehnende Antwort. Da ergrimmte dieser und bot das ganze batavische Volk zu den Waffen auf. Und sieh', Alle, welche Waffen tragen konnten, strömten ihm in Schaaren zu. Die Belagerten fuhren unterdessen fort, Wall und Mauern zu verstärken, und schickten Schwärme von Soldaten in die Dörfer, um mit Gewalt Lebensmittel in das Lager zu schaffen.

Civilis begann nun, sie von allen Seiten einzuschließen. Die germanischen Hülfsvölker bedeckten auf beiden Seiten das Rheinufer, die Schiffe wurden stromaufwärts gebracht und dem Lager gegenüber aufgestellt, die Reiterei füllte die Ebene und umzog das Lager so dicht, daß kein Zuzug kommen konnte, keine Flucht möglich war.

Im Lager der Römer befanden sich fünftausend Legionssoldaten und eine Menge Marketender, welche, von der batavischen Insel vertrieben, hier Aufnahme gefunden hatten.

Bei jedem Volksstamme der Belagerer waren die Feldzeichen aufgepflanzt; die Bataver hatten römische, die Germanen Bildnisse von wilden Thieren, welche aus den Gehölzen und heiligen Hainen hervorgeholt worden waren.

Civilis rückte nun bis an den Fuß der Verschanzungen, und seine Bogenschützen schickten einen Hagel von Pfeilen hinauf, die aber meistens an den Thürmen und Brustwehren machtlos abprallten. Auch die Römer schossen ihre Pfeile in den dicht gedrängten Feind und schleuderten

von den Thürmen schwere Steine auf sie herab. Als Civilis sah, daß die Pfeile wirkungslos blieben und viele von den Seinigen getödtet wurden, befahl er den Sturm Während die entfernt Stehenden abermals einen Pfeilregen absandten, legten die näher Stehenden am Fuße der Mauern die Leitern an, auf denen sie emporstiegen; Andere thaten dieses auf den Schilddächern ihrer Kameraden, aber sobald sie bis an den obern Rand der Mauer kamen, wurden sie von den Römern mit Schwerthieben empfangen und mit den Schilden hinabgestoßen. Viele kamen auf diese Weise um, aber es folgten immer neue Schaaren und es entstand ein furchtbares Gemetzel. Die Römer waren bei der Höhe ihres Standpunktes im Vortheile, aber die Angreifer zogen sich erst zurück, als sie sahen, daß sie auf diesem Wege nur Leute verloren.

Auch jetzt gaben sie den Kampf noch nicht auf, sondern begannen, Belagerungsthürme zu bauen, die auf Rädern standen und von Innen bestiegen werden konnten. Sie hatten oben eine Fallbrücke, die auf die Mauer herabgelassen werden konnte, so daß die Streiter auf dieser Brücke mit den Belagerten in gleicher Höhe standen.

Als sie damit zu Stande gekommen waren, rollten sie die Thürme gegen die Mauern und setzten den Kampf fort. Die Obern ließen die Brücke nieder, sprangen auf dieselbe und gingen den Römern mit Spießen und Schwertern zu Leibe; die Untern aber begannen, im Schutze dieser Maschine die Mauern zu unterhöhlen und zu durchbrechen.

Die Thürme waren auch bei den Römern im Gebrauch, und von diesen hatten die Deutschen die Herstellung gelernt, aber sie waren in der Kunst nicht weit fortgeschritten und hatten nur rohe und unhaltbare Ar-

beit geliefert. Die Römer stellten diesen Thürmen andere Maschinen, Ballisten, entgegen, mit denen sie große gewaltige Steine schleudern konnten. Von diesen wurden die Thürme zerschmettert.

Viele Bataver waren am Fuße der Mauer beschäftigt, Schanzkörbe zu machen. In diese Haufen schleuderten die Römer brennende Speere und richteten auf alle Weise ein großes Blutbad unter ihnen an.

Als Civilis sah, daß alle Tapferkeit gegen solche Waffen vergeblich war, befahl er den Streitenden, sich zurückzuziehen und sich einstweilen mit der Einschließung des Lagers zu begnügen.

Die Nachricht von dieser furchtbaren Belagerung gelangte nach Mainz und zu den Ohren des Hordeonius Flaccus. Da schickte er überall in Gallien umher, um Soldaten zu bekommen, denn er mußte fürchten, daß Civilis bald einen zweiten Sturm wagen werde. Dem Dillius Vocula, welcher die achtzehnte Legion befehligte, gab er den Auftrag, mit seinen Leuten, lauter Kerntruppen, in größter Eile nach Castra Vetera zu eilen und den Belagerten Hülfe zu bringen.

Als die Mainzer Legionen erfuhren, was sich am Niederrhein begeben hatte, geriethen sie in furchtbaren Zorn und sagten gerade heraus, Hordeonius Flaccus sei mit Civilis im Einverständnisse und habe deßhalb die Bataver von Mainz abgehen lassen. Der Tumult wurde immer größer, und Viele gingen so weit, den Tod des Oberbefehlshabers zu verlangen. Nur mit Mühe konnte man die Tumultuanten beschwichtigen. Ein Hauptmittel der Beruhigung bestand darin, daß Hordeonius Flaccus seinen ganzen Briefwechsel vorlegte. In Bonn angekommen, ging der Lärm von Neuem los, denn die

dortige Legion hatte ihre Niederlage noch nicht verschmerzt. Mit Mühe und Noth marschirten sie weiter und gelangten nach Cöln. Hier trafen gallische Hülfsvölker ein, welche sich der Sache der Römer anfangs sehr geneigt zeigten, aber bald schwierig wurden, denn der Aufstand des Civilis und seine Fortschritte waren jetzt schon allenthalben bekannt geworden, und in allen Ortschaften erhoben sich die Einwohner gegen die durchziehenden Legionen, so daß diese in die größte Bedrängniß geriethen und nur mit dem Schwerte in der Faust langsam vorwärts marschiren konnten. Ueberall waren sie von erzürnten Bauern umringt, und ihr ganzer Weg wurde durch Blut und brennende Häuser bezeichnet.

In den Reihen der Römer selbst wüthete der Zwiespalt; ihr Zorn richtete sich hauptsächlich gegen Hordeonius Flaccus, und wurde erst beschwichtigt, als dieser erbärmliche und charakterschwache Mann den Oberbefehl niederlegte und denselben dem Vocula übergab. Völlige Ruhe kam aber auch jetzt noch nicht in die Gemüther der Soldaten, denn es vereinigte sich Vieles, was sie unzufrieden machte. Sie erhielten weder Sold noch Brod, denn es war kein Geld da; auch blieb die versprochene Verstärkung der Legionen aus, weil die Gallier sich mit den Waffen in der Hand, sowohl der Eintreibung der Abgaben, als auch der Aushebung widersetzten. Wenn die Römer in die Dörfer kamen, um die Jünglinge zu den Fahnen zu rufen, wurden sie umzingelt und angegriffen, Viele von ihnen sogar erschlagen. Es war ein wahrhaft trostloser Zug durch ein aufgeregtes Land. Oft mußten sie schon nach einem kurzen Marsche wieder Halt machen, um sich gegen anstürmende Bauernhorden zu vertheidigen.

Verzweiflungsvoll schlichen sie auf der Landstraße

dahin, hungernd und durstend. Der Rhein war in diesem Jahre so wasserarm, daß man an vielen Stellen hindurchwaten konnte. Die Ufer mußten deßhalb ihrer ganzen Länge nach von römischen Soldaten bewacht werden, denn jenseits wohnten die Germanen, welche immer kampflustig und immer geneigt waren, herüberzukommen.

Hätte jetzt noch Hermann gelebt, so wäre ohne Zweifel Deutschland von den Römern befreit worden; aber Niemand stellte sich an die Spitze der Kampfesmuthigen. Wer den Drang nicht länger zurückhalten konnte, der lief nach Vetera und schloß sich dem Civilis an.

Die Schifffahrt war fast ganz gehemmt und auch zu Lande erhielt man nur spärliche Zufuhr von Lebensmitteln. Todesmatt kam Vocula endlich zu Neuß an, dessen Legion sich anschloß. Von Bonn traf nun auch Herennius Gallus mit seinen beiden Legionen ein.

Gallus und Vocula sahen wohl ein, daß nur durch festes Zusammenhalten Vortheile errungen werden könnten; sie gaben sich die Hand darauf, sich in allen Nöthen beizustehen und nicht voneinander zu lassen, sondern treu im Dienste des Vaterlandes zu wirken. Für jetzt war es aber noch nicht möglich, den Belagerten in Castra Vetera zu Hülfe zu eilen, denn überall schwärmten Feinde umher, und da sie nur so viel Proviant hatten, daß sie spärlich von einem Tage auf den andern lebten, so fürchteten sie, von den Zufuhren gänzlich abgeschnitten zu werden.

Sie rückten deßhalb nur bis nach Geldeba, dem heutigen Gellep bei Uerdingen,*) wo sich bereits eine

*) F. Stollwerk. Die celtubisch-römische Niederlassung Geldduba zwischen Novesium und Asciburgium. Uerdingen 1877. — Fr. J. Löhrer. Geschichte der Stadt Neuß von ihrer Gründung an bis jetzt. Neuß 1849.

römische Niederlassung dicht am Rheine befand. Es war dieselbe, aus welcher der Kaiser Tiberius alljährlich die berühmte Zuckerrübe oder Siserpflanze für die kaiserliche Tafel nach Rom kommen ließ.

Es war auch außerdem nöthig, eine Raststation zu machen, denn die Soldaten hatten alle Disciplin verlernt und mußten wieder zum Kriegsdienste tauglich gemacht werden. Die Feldherren übten dieselben in allen militärischen Exercitien, in Bildung der Schlachtreihen, Verschanzungen, Befestigungen und sonstigen Nothwendigkeiten. Um Lebensmittel herbeizuschaffen und die Soldaten auch im wirklichen Kampfe zu üben, führte Vocula einen Theil des Heeres in das benachbarte Gebiet der Gugurner, welche zwischen Rhein und Maaß wohnten. Die wehrhafte Jugend war zu Civilis gestoßen, und so mag die Uebung im Kampfe nicht groß gewesen sein, sondern sich hauptsächlich gegen Greise und Weiber gerichtet haben.

Herennius Gallus war mit einem Theile der Soldaten im Lager zurückgeblieben, um die Uebungen fortzusetzen und die Wache zu halten. Während der Abwesenheit seines Mitlegaten hatte er einen Kampf durchzumachen, der so eigenthümlicher Art war, daß ich nicht unterlassen will, seiner hier mit kurzen Worten zu gedenken.

Während die Soldaten ihren Uebungen oblagen, kam ein Getreideschiff den Rhein herab. Nicht weit von Geldeba fuhr es des niedrigen Wasserstandes wegen fest. Die auf dem rechten Ufer lauernden Germanen hatten kaum bemerkt, daß das Schiff nicht weiter konnte, als sie sich in den Strom warfen, hinüber schwammen und sich bemühten, das Schiff an das rechte Ufer zu ihren Landsleuten zu schleppen.

Der Legat Gallus, dem Proviant so sehr noth that,

wollte diesen kostbaren Schatz nicht in den Händen der Germanen lassen; er befahl deßhalb einigen Cohorten, mit Waffen hinzu zu laufen, die Germanen zu vertreiben und sich des Schiffes zu bemächtigen.

Gehorsam flogen sie zum Rheine, aber vom rechten Ufer schwammen nun auch mehr Germanen herbei, und mit jedem Augenblicke mehrte sich die Anzahl der Betheiligten, bis ein blutiger Kampf entstand. Gallus schickte immer mehr Hülfe, bis er keine Mannschaft mehr entbehren konnte. Der Kampf in den Fluthen des Rheines steigerte sich nach und nach zu einer blutigen Schlacht. Die Germanen errangen den Sieg; nachdem sie eine große Anzahl Römer niedergemacht und die andern mit blutigen Köpfen auf das linke Ufer zurückgeschickt hatten, zogen sie das Schiff mit lautem Freudengeschrei hinter sich her und wurden von den Ihrigen mit Jauchzen und Frohlocken empfangen, denn selten mochte so reiche Beute in ihre Hände fallen.

Die Cohorten, mit Blut bedeckt und mit Zorn im Gemüthe, kehrten in das Lager zurück. Weit entfernt, demüthig ihre Ueberwindung in ehrlichem Kampfe zu bekennen, schrieen sie wild durcheinander, es sei abermals Verrath im Spiele gewesen. Die Römer geberdeten sich damals wie im Jahre 70 die Franzosen. So oft sie unterlagen, sprachen sie von Verrath, sich selbst aber maßen sie niemals die Schuld bei. Das Schiff mit dem Getreide, sagten sie, sei für Civilis bestimmt gewesen, und sie wollten herausbringen, welch' ein abscheulicher Verräther ihm dasselbe zugesandt habe.

Mit wildem Geschrei stürmten sie in das Zelt ihres Befehlshabers, des Legaten Herennius Gallus, fielen mit Tigerwuth über ihn her, zerrissen ihm die Kleider

schlugen und stießen ihn und schleppten ihn in's Freie. Der Legat durfte nicht reden, sie allein hatten das Wort. „Bösewicht," schrien sie ihn an, „wir wissen, daß dieses Schiff an Civilis gelangen sollte, und wir sind in den Kampf geschickt worden, damit wir vernichtet würden. Bekenne nun, Du Ungeheuer, welchen Lohn Du für diesen abscheulichen Verrath erhalten, bekenne auch, wer in diesen Verrath verwickelt ist. Sprich, ist nicht Hordeonius der Urheber und Du der Vollstrecker?"

Vergebens betheuerte Gallus seine Unschuld, vergebens suchte er ihnen klar zu machen, daß das Schiff nur des niedrigen Wasserstandes wegen sitzen geblieben, und daß es eine selbstverständliche Sache gewesen sei, sich des Kornes zu bemächtigen.

Es half nichts; sie beschuldigten ihn fortwährend des Verrathes und da er nicht eingestehen wollte, so rissen sie die Schwerter aus den Scheiden und waren im Begriffe, ihm dieselben in den Leib zu stoßen. In dieser höchsten Noth that er dasselbe, was die angeblichen Hexen thaten, wenn sie auf die Folter gespannt wurden. Er bekannte, was sie wissen wollten und beschuldigte den Hordeonius des Verrathes.

Damit hatte er aber auch sich selbst das Urtheil gesprochen. Mit höllischem Geschrei banden sie ihn mit Stricken und wollten Gericht über ihn halten. Er würde wohl unter den Schwertern gefallen sein, wenn nicht noch zur rechten Zeit Vocula angekommen wäre.

Schrecklich war seine Wuth, als dieser seinen Freund gebunden sah. Die Uebelthäter ließ er von den heimkehrenden Legionen entwaffnen und umstellen; dann hielt er ein Verhör mit ihnen ab und forschte nach den Rädelsführern, die ihm auch alle angegeben wurden. Dem Le-

gaten hatte er sofort die Freiheit wiedergegeben, über die Rädelsführer aber saß er zu Gericht und verurtheilte sie zum Tode. Des folgenden Tages ließ er sie vor den Augen der Legionen hinrichten; kein Bitten, kein Flehen hatte geholfen; mit Schmach bedeckt mußten sie in den Tod gehen.

Eine solche Zuchtlosigkeit unter den Soldaten, die nach und nach alle Disciplin zu Grunde richten mußte, konnte und durfte nicht geduldet werden, aber sie war eine Frucht des Prätorianerthums, d. h. der zügellosen Freiheit, die zur Herrschaft und zur Wahl der Soldaten-Kaiser geführt hatte. Die Zwiespältigkeit zwischen den Legionen und ihren Führern hatte aber auch noch einen andern Grund. Der gemeine Mann war dem Vitellius zugethan, weil er freigebig mit dem Gelde und noch freigebiger mit Versprechungen umging. Die Offiziere aber erkannten die Untüchtigkeit des Schlemmers und hingen dem würdigern Vespasian an. Letzterer hatte sich durch seinen Feldherrn Primus Antonius mit den Befehlshabern am Rheine in Verbindung gesetzt und sie gebeten, für Vespasian zu wirken. Briefe flogen hin und her, und dem gemeinen Manne kam Manches zu Ohren, was ihn stutzig machte. So hatte der verhaßte Hordeonius Flaccus einmal ein Schreiben von Vespasian erhalten, welches ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Er konnte sich nur dadurch retten, daß er den Brief den Legionen öffentlich vorlas und die Ueberbringer desselben gebunden dem Vitellius zuschickte.

Die Befehlshaber hatten einen schweren Stand, denn zwei Kaiser lagen miteinander im Kampfe und sie wußten nicht, für welchen von beiden sie sich entscheiden sollten. Als ehrliche Männer hätten sie allerdings an

dem einmal geleisteten Eide festhalten müssen; sie würden dann in ihrem Auftreten mehr Festigkeit und in ihrem Gewissen Beruhigung gefunden haben. Ihre Unentschlossenheit aber mußte auch Schwankungen in ihrem Benehmen herbeiführen. —

Unterdessen machte der Aufstand bei den Germanen immer größere Fortschritte; fast alle Stämme schlossen sich an Civilis und brachten ihm großen Zuzug. Es war aber nicht möglich, sie alle bei der Belagerung von Castra Vetera zu verwenden; schon wegen der Schwierigkeit der Verproviantirung ging dieses nicht an. Er gab deßhalb den deutschen Stämmen den Auftrag, dort, wo sie wohnten, über den Rhein zu gehen und die Gegend zu verwüsten. Besonders war es auf die Ubier abgesehen, die von jeher mit den Römern gehalten hatten und es noch thaten und im Ganzen römisches Wesen und römische Sitten angenommen hatten, am hervorstechendsten in ihrer Hauptstadt Colonia Agrippina (Cöln).

Sie wurden zu Düren auf's Haupt geschlagen und ihr Land stark verwüstet, aber damit war der Krieg noch nicht zu Ende. Die Ubier sammelten sich wieder, gingen über den Rhein und suchten dort Gleiches mit Gleichem zu vergelten; Anfangs machten sie auch Fortschritte, aber die Germanen wollten den Schimpf, von diesen Abtrünnigen überwunden zu sein, nicht auf sich sitzen lassen. Sie umzingelten ihre Cohorten und machten sie nieder.

Civilis lag noch immer vor Castra Vetera und war nicht im Stande, die dicken Mauern zu brechen. Nicht ohne Besorgniß erfuhr er den Zuzug der Legionen, welche unter Vocula und Gallus im Lager zu Gelepp lagen. Täglich mußte er ihr Heranrücken erwarten.

Damit den Belagerten keine Kunde von der nahenden

Hülfe würde, ließ er das Lager so dicht umstellen, daß sich kein geheimer Bote durchschleichen konnte. Den Batavern gab er den Auftrag, neue und stärkere Belagerungsmaschinen zu bauen, damit sie bei einem neuen Angriffe glücklicher seien. Im Schiffsbau erfahren, fanden sie sich bald im Herstellen der Thürme zurecht und arbeiteten mit großem Fleiße.

Die ganze Umgebung des Fürstenberges war ein großes Lager von den verschiedensten Völkerschaften. Am Tage sah man sie ihre Einkäufe machen, denn aus weiter Ferne zogen eine Menge Händler herbei, welche Wein und Getreide, Meth, Brod, Fleisch, Schlachtvieh, überhaupt alle im Lagerleben nothwendigen Bedürfnisse herbeibrachten.

Zur Nachtzeit lagen sie um ihre Feuer, sangen ihre barbarischen Lieder, würfelten und zechten und waren voll Begier auf den Sturm. Häufig kamen auch die Weiber, ihre Männer und Brüder zu besuchen und ihnen von der heimathlichen Küche und den Vorrathskammern ihre Lieblingsspeisen zu bringen oder Nachricht zu geben, wie es um die Familie stand, wie man daheim den Acker besorgte und die häuslichen Angelegenheiten in Ordnung hielt.

VI.

Unzufrieden mit den langsamen Fortschritten saß Civilis in seinem Zelte und brütete über seine Pläne nach. Vor dem Eingange schritt eine Wache auf und nieder, ringsum herrschte lautes Getümmel. Sein Zelt stand an einer erhöhten Stelle, wo er einen großen Theil seiner Belagerungsarmee überschauen konnte, und, wenn es nothwendig war, von seinem Platze aus Anordnungen treffen konnte.

Eine Hand hob jetzt am Eingange des Zeltes den Vorhang in die Höhe. Es war die Wache. „Hoher Feldherr," sprach der Soldat, „draußen wartet ein Mann, der Dich zu sprechen wünscht."

„Laß ihn eintreten," gab Civilis zur Antwort.

Bald darauf erschien ein Mann, der in einen groben Kittel gekleidet war und das Haar auf dem Kopf zusammengebunden hatte.

„Mein Freund," redete Civilis ihn an, „Du trägst den Kittel der Tenchterer, aber Dein Gesicht verräth, daß Du unter den Cypressen von Rom besser Bescheid weißt, als in den germanischen Eichenwäldern."

Der Mann verneigte sich und antwortete in deutscher Sprache: „Primus Antonius sendet Dir seinen Gruß. Deine Thaten erregen seine Bewunderung und er denkt daran, wie er Dich würdig belohnen soll."

Civilis schaute ihn scharf an und entgegnete: „Vorerst sage mir, wer Du bist und zeige mir, daß ich Dir trauen kann."

Der Fremde tauchte seine Hand in ein Wassergefäß und wusch sich das Gesicht. „Da ist das Zeichen des Vertrauens," sprach er.

„Maternus," sprach Civilis verwundert. „Bist Du auch Soldat? Ich glaubte, Deine christlichen Grundsätze verböten es Dir, Deine Hände in Blut zu tauchen."

„Hätte ich einen eigenen Willen," entgegnete Maternus, „so würde ich es allerdings vorziehen, mein Brod mit schwerer Arbeit zu verdienen, aber ich bin Soldat und habe Vespasian Treue schwören müssen."

„Müssen! sagst Du. Hältst Du einen Eid, den man schwören muß, für heilig und verbindlich?"

„In meinem Falle, ja; denn ich hatte keine Wahl,

und da ich Soldat war, so mußte ich entweder dem Vespasian oder dem Vitellius schwören. Ich bin glücklich genug davon gekommen, daß ich den würdigern traf.“

„Was bringst Du mir?“

„Einen Brief von Antonius Primus! Du möchtest ihn gleich beantworten.“

Civilis nahm den Brief und durchflog ihn. Er enthielt nur Lobsprüche für seine Tapferkeit und stellte ihm eine große Zukunft in Aussicht: „Du wirst von allen fremden Fürsten am höchsten in der Gnade des Kaisers stehen und Dich in der Sonne seines Antlitzes erwärmen. Es hängt nur von Dir ab, Dir ein Fürstenthum in Europa, Asien oder Afrika zu errichten und Krone und Purpur zu tragen.“

In diesem Tone ging es fort; Civilis lächelte nur darüber, denn er wollte von Vespasian kein Königreich haben, sondern sich durch eigene Kraft eines erwerben. Der Schluß des Briefes rief seinen Unmuth hervor, denn er lautete: „Du wirst darauf denken müssen, wie Du Dich von Deinen Bundesgenossen frei machst, denn das muß geschehen, sobald die Stunde geschlagen, wo Vitellius zu unsern Füßen liegt; dann wird die Zeit nicht mehr ferne sein, wo Du uns beistehen mußt, sie zu unterdrücken. Theile mir mit, welche Schritte Du in dieser Hinsicht zu thun gedenkst.“

Er wandte sich an Maternus und sprach: „Ich soll Dir eine schriftliche Antwort mitgeben, aber ich werde das bleiben lassen, denn ohne Zweifel würdest Du von den Germanen in Stücke gerissen, wenn sie den Brief bei Dir fänden. Es ist deßhalb besser, Du bringst die Antwort mündlich. Berichte also mit kurzen Worten, Civilis werde seine Pflichten nicht versäumen!“

„Ist das Alles, was ich bestellen soll?"

„Es faßt Alles in sich, was sonst noch gesagt werden könnte. Ziehe im Frieden; doch nein, nimm erst die Feste mit mir in Augenschein."

Beide stiegen zu Pferde und umritten das Lager von einer Seite bis zur andern. Maternus wunderte sich über die große Volksmenge, welche bei ihm war. „Aber Du wirst diese halbwilden Stämme nicht lange mehr in Ordnung halten," sagte er, „denn in ihren Augen glüht das Verlangen, sich mit den Belagerten zu messen."

Civilis war klug und vorsichtig. „Sie werden es thun, wenn ich es ihnen befehle," sagte er nur, denn obschon er den Maternus hoch schätzte, so wollte er ihm doch nicht mehr anvertrauen, als er selber sah. An sich selbst wußte er ja, was Hinterlist und Verstellung im Gefolge haben.

Nachdem er den Boten reich beschenkt hatte, entließ er ihn und kehrte zu seinem Zelte zurück. Auf dem Wege bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung unter seinen Soldaten. Sie stürzten sich in die langen Zeltstraßen, hoben ihre Arme empor und ließen lauten Jubelruf erschallen. Auch die Soldaten aus den hintern Zeltreihen drangen vor und der Jubel wurde noch lauter.

„Was giebt es da?" fragte er einen Bataver, der auf einen Baum geklettert war.

„Mein Feldherr," antwortete dieser, „es wird Dir eine große Freude zu Theil, denn Deine alte Mutter, Deine Gattin und Deine Schwestern kommen auf stattlichen Pferden angeritten."

Da befahl Civilis, daß sich die sämmtlichen Hornbläser auf einem Hügel versammeln und blasen sollten, sobald sie seiner Mutter ansichtig würden. Er aber ritt

ihnen freudig entgegen und befahl den Batavern, daß sie Spalier bildeten und eine Gasse frei machten.

Bald hatte er die Seinigen erreicht. Da sprang er von seinem Thier, hob die Mutter mit starken Armen aus dem Sattel und zog sie an seine Brust. Dasselbe that er auch der geliebten Gattin. Munter sprangen auch die Schwestern zu Boden und umarmten ihn. Dann zogen sie durch die Doppelreihen der Soldaten, welche nicht aufhörten, dem Feldherrn und den Frauen ihr Willkommen entgegenzurufen. Vor dem Hügel angekommen, schmetterten die Trompeten, und das Freudengeschrei wälzte sich fort bis zu den äußersten Enden der Belagerungsarmee. Die Führer aber kamen herbei und huldigten der greisen Matrone, die einen so tapfern Sohn hatte.

Jetzt waren sie in das Zelt eingetreten, wo römische Sklaven ihnen Sitze zurecht machten und Erfrischungen herbeibrachten.

„Mein Sohn," hob jetzt die Mutter an, „die Angst um Dein Leben hat mich hiehergetrieben. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe, und meine Besorgniß wächst von Stunde zu Stunde. Wann endlich wird dieser blutige Krieg sein Ende nehmen? Als Du noch nicht laufen konntest und mir die ersten Worte entgegenlalltest, da dachte ich oft: „Dieses Kind wird einst die Wonne meines Alters. O, wie hat sich Alles in das Gegentheil verkehrt! Seit Deinem Jünglingsalter trägst Du das Schwert und lebst fast immer im wilden Kriegslärm — ich aber sehe Dich nur selten und in der Zwischenzeit bin ich wie eine halbabgebrochene Blume, die elend an ihrem eigenen Stengel verwelkt."

„Mutter," gab er sanft zur Antwort, „des einen Menschen Geschick ist es, an der Scholle zu kleben und

stets bei den Seinigen zu sein, um im ewigen Einerlei für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen; mir aber sind die Würfel anders gefallen. Allvater hat mich auf einen höhern Standpunkt gestellt, und ich muß demselben Ehre machen. Glaubst Du nicht, daß auch mein Herz zittert und aufschreit, wenn es die Leichen der Gefallenen sieht, wenn es das Aechzen der Verwundeten hört? Aber, Mutter, es ist unzertrennlich mit meinem Berufe verbunden. Du gedenkst nur des engen Kreises, in dem Jeder Dir an die Seele gewachsen; ich aber habe eine große Familie, die sich von Meer zu Meer ausdehnt. Jeder in derselben sieht auf mich, Jeder flucht mir, wenn ich nicht thue, was Allvater mir geboten. Willst Du, daß ich alle diese Flüche auf mein Haupt laden soll, um daheim ein weiches Leben in Ueberfluß und Müßiggang zu genießen? Fern sei es von mir, Mutter, Dir nicht in allen Dingen gehorsam zu sein; aber wenn die große Völkerfamilie ruft, dann darf ich auch der Mutter nicht mehr gedenken, sondern muß zu den Kindern der Freiheit eilen, daß sie nicht geknechtet und geknebelt werden. Also vergiß, daß ich noch immer nicht heimkomme. Es wird geschehen, wenn mein Werk vollbracht ist."

„Ach," entgegnete die Mutter, „es mag sein, daß ich für die Freiheit kein rechtes Verständniß habe, und daß mir die Ruhe werthvoller dünkt, als der Ruhm, aber ich sehe kaum einen Unterschied zwischen den Freien und den Bekriegten. Ueberm Rheine wohnen die germanischen Stämme, welche vollbrachten, was Du noch thun willst. Sie schlugen die Römer mit der Schärfe des Schwertes, aber sie hörten darum nicht auf, zu kriegen. Jetzt zerfleischen sie sich untereinander, und nur für den Augenblick, wo sie unter Deinen Fahnen kämpfen, halten sie zu

Hause Ruhe; ist aber dieser Krieg zu Ende, dann stürzen die Stämme wieder mit Speeren aufeinander los. — Armin, der Cherusker, war ein großer, unvergleichlicher Held, kein Germane kann sich rühmen, ihm an Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit gleich gekommen zu sein. Das Volk besingt ihn in Liedern, die Alten und die Jungen reden von ihm; Du selbst führst ihn im Munde, so oft Du ein leuchtendes Beispiel von Vaterlandsliebe anführen willst. Was hat dieser Armin für all' seine Thaten erhalten? Den Tod, mein Sohn. Seine eigenen Verwandten erschlugen ihn. So geht es Allen, die sich hervorthun, so wird es auch Dir gehen; ja, die Gefahr für Dich ist unendlich viel größer. Armin opferte sich für ein zusammengehöriges Volk; Du aber stehst an der Spitze von Batavern, Germanen, Galliern und Römischgesinnten. Was wird die Folge sein. Magst Du siegen oder unterliegen, nachher fallen diese Bestandtheile auseinander. Du wirst sie nicht zusammenzuhalten vermögen, denn Alle haben verschiedene Interessen. Dich aber wird man nachher verantwortlich machen, Du allein wirst leiden."

Civilis schwieg, denn in den Reden seiner Mutter lag große Weisheit und praktische Erkenntniß von Ursache und Wirkung. Wohl konnte es sich ereignen, daß Alles so kam, wie sie es voraussagte, aber er war von der Erhabenheit seiner Sendung so sehr überzeugt, daß er von dem einmal betretenen Wege nicht ablassen konnte.

„Mutter," sprach er, „die Götter haben Deinen Geist mit großem Verstande begabt, aber Du siehst nur das Nahe, nicht das Ferne. Auch der Pflug und das Grabscheit nützen sich ab, der Meeresdamm wird von den Wogen zerfressen, der Pfeil zersplittert am Gemäuer, die

Axt wird stumpf — überhaupt das Werkzeug geht zu Grunde, aber die Wirkung bleibt. Es ist möglich, daß ich falle, daß meine Pläne nicht in Erfüllung gehen, aber ich habe einen Schritt auf der großen Bahn der Freiheit gethan; die Fußspuren werden nicht verlöschen, nach mir tritt ein Anderer hinein.“ —

Wieder schwieg er, dann richtete er sein Haupt empor und fuhr fort: „Zu Rom lernte ich Männer kennen, welche behaupteten, ihr Meister habe eine Religion gestiftet, welche das Glück der Menschheit herbeiführen werde, und er sei für diesen Glauben gestorben. Sie selbst folgen mit festem Muthe seinen Bahnen und werfen das Leben mit Lust von sich, um dieser Religion Bahn zu brechen. Sie sagen, Tausende würden zu Grunde gehen, wie sie, aber endlich werde ihr Gedanke siegen. Wenn sie die Wahrheit reden, Mutter, wer wird dann so viele Todte beklagen? Ich bin ein Krieger, Mutter, und gebe den Göttern nur so viel, als mir das Schwert erlaubt, aber hätten mich Zufall oder Bestimmung in ihre Bahn gestoßen, ich würde handeln wie sie —“

„Civilis,“ unterbrach ihn die Mutter, „ich kann Deinem hohen Gedankenfluge nicht folgen, aber das einzig Richtige, was Du thun kannst, ist, Dich aufrichtig dem Vespasian anzuschließen und Dein Wort vollständig einzulösen. Die Römer werden dann herrschen, aber Du wirst ein ehrlicher Mann bleiben, und die Nachwelt wird Dir keine Doppelzüngigkeit nachsagen können. Ein Flecken auf dem Gewissen des Führers ist auch ein Flecken auf dem Gewissen der Nation.“

„Und was sagt mein Weib?“ fragte Civilis, indem er der Gattin die Hand reichte.

„Dein Weib hält Alles, was Du thust, für gut,

und sie liebt Dich sowohl im Kranze des Siegers, als in der friedlichen Hausmütze." So sprach sie, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm tief und innig in die Augen.

In diesem Augenblicke trat ein Führer der Friesen in das Zelt und sprach zu Civilis: „Mein Feldherr, unsere Friesen sind der langen Ruhe überdrüßig. Dieses Lotterleben gefällt ihnen nicht; sie wollen entweder ihre Kräfte mit den Römern messen oder in die Heimath zurückkehren. Das aber darf nicht geschehen, denn das Beispiel steckt an. Entscheide Dich deßhalb, daß ich ihnen Antwort bringe."

„Der Zeitpunkt ist noch nicht da," antwortete Civilis, „aber sie mögen ihren Willen haben und ihre Kraft versuchen. Führe sie zum Sturme."

Die Mutter erhob sich. „Mein Sohn," sprach sie, „ich will nicht Zeuge dieses Sturmes sein. Gehab' Dich wohl. Laß Dich bald in Nymwegen sehen."

Die Schwestern hätten dem Kampfe gerne beigewohnt, denn sie hatten ganz die Gesinnungen des Bruders, aber sie durften der Mutter nicht widersprechen. Mit traurigen Mienen erhoben sie sich, umarmten und küßten den Bruder und folgten der Mutter aus dem Zelte.

„Geh' auch Du, liebes Weib," sprach er zu seiner Frau, „denn der Anblick von Blut und Wunden taugt nicht für Dich!"

Sie umarmte ihn, empfahl ihn dem Schutze der Götter und ging ebenfalls hinweg. Civilis gab ihnen das Geleite bis zum Ende der Zeltreihen, dort beorderte er eine reitende Abtheilung, seinen Geliebten das Ehrengeleite bis zu ihrem Wohnsitze zu geben.

Kaum hatten sie sich entfernt, als in ihrem Rücken

die Trompeten ertönten. Mit großem Geschrei verließen die Friesen ihre Stellungen und liefen Sturm gegen Wall und Mauern. Viele schleppten an den Sturmleitern, stellten sie an die Mauern und stiegen unerschrocken hinauf; aber sie wurden oben übel empfangen; sobald ein Kopf emportauchte, wurde derselbe von Schwerthieben getroffen, so daß Mancher niederstürzte, um nie wieder aufzustehen. Neue Schaaren füllten die Leitern, aber sie hatten dasselbe Geschick.

Civilis ließ nun einen Theil der Germanen zu Hülfe kommen, und diese gaben den Friesen in der Tapferkeit nichts nach; doch auch sie vermochten die Mauer nicht zu ersteigen. Die Nacht kam, aber die Angreifer ermüdeten nicht, sondern kämpften im Dunkeln. Dieses hatte den Vortheil, daß Viele an die Leitern kommen konnten, ohne gesehen zu werden, aber auch den Nachtheil, daß sie sich untereinander nicht sahen. Wurde der oberste auf der Leiter hinabgestoßen, so zog er die untern mit sich in das Verderben.

Da ließ Civilis große Feuer anzünden, welche die Gegend des Angriffs hell beleuchteten; auch ließ er Wein und Lebensmittel an die Mauern bringen, damit die vom Kampfe Ermüdeten von den Leitern herabsteigen und sich stärken konnten. Der Wein erhitzte die Gemüther noch mehr, Jeder wollte zuoberst auf den Leitern sein.

Die Römer aber hatten von den Feuern den größten Vortheil, denn sie sahen ihre Feinde vom Kopfe bis zum Fuße und hatten für ihre Pfeile ein sicheres Ziel, während sie selbst hinter Mauern versteckt waren und sich gegen die Geschosse der Angreifer decken konnten. Civilis ließ nun die Feuer wieder löschen. Der Kampf wurde jetzt noch furchtbarer; immer mehr Leitern wurden angelegt,

größere Massen betheiligten sich am Klettern; aber in ihrer Wildheit vergaßen sie die Klugheit und machten die Römer durch ihr furchtbares Kriegsgeheul aufmerksam auf die Stellen, wohin sie ihre Geschosse zu richten hatten. Pfeile, eisenbeschlagene Pfähle, schwere Steine sausten in den Schwarm, Leitern brachen, Hunderte stürzten nieder, und wem es gelang, die Krone der Mauer zu erreichen, der fiel unter den Dolchen der Römer.

Die Nacht ging zu Ende, die Sonne beschien Haufen von Leichen, aber der Kampf hörte nicht auf. Die Bataver hatten während der Dunkelheit an das Hauptthor des Lagers (Porta praetoria) einen Thurm mit zwei Stockwerken gerollt. Hier begann nun ein zweites Treffen, von beiden Seiten flogen die Pfeile wie Hagelschauern. Der Thurm konnte den Römern gefährlich werden, deßhalb führten sie ihre Mauerbrecher und andere Maschinen in den Kampf und suchten den Thurm zu zertrümmern. Lange Zeit widerstand derselbe allen Stößen, und die Bataver richteten unter den Römern ein großes Blutbad an. Endlich aber stürzte er durch geschleudertes Feuer zusammen und begrub seine Vertheidiger im Falle. Gegen die stürmenden Friesen war von den Römern eine andere Maschine aufgestellt worden, ein in einem eisernen Zapfen schnell sich drehender Baum, woran eine Kette mit kreuzweisen Haken hing. Diese erfaßten die Sturmleitern, zogen sie mit den Kämpfern in die Höhe und schleuderten sie in's Lager, wo sie sofort ermordet wurden.

Dieses schreckliche Instrument, gegen welches sich Niemand wehren konnte, erfüllte die Stürmenden mit Grauen, und Civilis sah sich genöthigt, den Rückzug zu befehlen.

Der Sturm hatte aber auch die Römer sehr ge-

schwächt, und da es ihnen auch bereits an Lebensmitteln gebrach, so hoffte Civilis sie zur Uebergabe bereden zu können; aber vergebens stellte er ihnen vor, daß sie der Tapferkeit Genüge geleistet hätten und daß sie in kurzer Zeit dennoch fallen müßten. Sie blieben fest, kein Zureden, kein Drohen half.

Um diese Zeit trat ein wichtiges Ereigniß ein. Vespasian besiegte bei Cremona in blutiger Schlacht den Vitellius und war nun der alleinige Kaiser, dessen Hauptbestreben nun dahin ging, auch am Rheine wieder Ordnung herzustellen und die dortigen Legionen wieder an sich zu fesseln.

Plötzlich erschien ein Abgesandter des Vespasian, mit Namen Alpinus Montanus, am Rheine, um die Legionen zum Schwure für Vespasian aufzufordern. Er war von der Schlacht und allen Einzelnheiten derselben Zeuge gewesen und wußte die Vorkommnisse mit glänzenden Farben zu schildern; auch hatte er einen Brief an Civilis bei sich, der überall öffentlich vorgelesen wurde. Vespasian spendete ihm darin großes Lob und nannte ihn seinen treuesten Helfer, aber eigentlich war es doch darauf berechnet, die Germanen und Gallier von Civilis zu trennen, indem sich der Kaiser so ausdrückte, als seien diese Hülfsvölker nur im Interesse Vespasians benutzt worden.

Die Legionssoldaten waren von der Botschaft des Alpinus Montanus durchaus nicht angenehm überrascht und nicht gewillt, dem neuen Herrscher den verlangten Eid zu leisten, aber Hordeonius Flaccus und alle Tribunen und Beamten schwuren denselben sofort und nahmen dadurch den Soldaten jeden Vorwand. Zu Mainz, Bonn, Cöln und Neuß zeigte sich überall dieselbe Erscheinung; die Soldaten waren widerwillig und schwuren nur ge-

zwungen, indem die einen den Namen Vespasian ausließen, die andern nur leise und unverständlich murmelten.

Als Montanus nach Gelduba kam, hatte Vocula noch keine Anstalt gemacht, den Belagerten in Castra Vetera zu Hülfe zu ziehen. Montanus kam ihm sehr gelegen. Nachdem auch seine Legionen widerwillig den Eid geschworen, schickte er denselben an den Civilis und ließ ihm sagen, jetzt habe er keine Ursache mehr zum Kriege, denn für Vespasian habe er vorgeblich gestritten und dieser sei nun anerkannt. Lege er aber jetzt die Waffen noch nicht nieder, so sei es klar, daß er nicht für, sondern gegen die Römer gestritten habe.

Montanus kam nach Castra Vetera zu Civilis und trug ihm die Botschaft vor, welche er von Vocula empfangen. Civilis befand sich dadurch in großer Verlegenheit; länger konnte er die Maske der Verstellung nicht vor dem Gesichte behalten.

Montanus war ein Deutscher und aus Trier zu Hause. Civilis zeigte ihm mit glühender Beredtsamkeit, welche Bedrückungen die Gallier und Germanen bisher von den Römern erlitten und überzeugte ihn, daß es auch in der Folge nicht besser sein würde; für ihn und sein Land sei es deßhalb ebenfalls eine Lebensfrage, sich frei zu machen; statt von Lager zu Lager zu reisen, um Eide für einen fremden Kaiser entgegenzunehmen, solle er nach Trier gehen und seinen Landsleuten die Nothwendigkeit des Aufstandes in die Ohren schreien.

Der Abgesandte horchte mit steigendem Wohlgefallen und war bald für den Aufstand gewonnen, aber er wollte doch die nächsten Erfolge des Civilis abwarten. Nach Gelduba zurückgekehrt, berichtete er dem Vocula nur, Civilis habe sich noch nicht entschieden.

Civilis durfte nun nicht länger säumen und nicht warten, bis ihm Vocula mit seinen Truppen über den Hals kam. Sogleich ließ er den Claudius Victor, einen muthigen Jüngling, seiner Schwester Sohn, und den Julius Maximus in sein Zelt kommen und gab ihnen den ehrenvollen Auftrag, nach Gelduba zu ziehen und den Vocula niederzuwerfen. Damit der Plan desto größere Aussicht auf Erfolg habe, stellte er die alten erprobten Cohorten unter ihren Befehl und empfahl ihnen möglichste Eile und Geheimhaltung.

Er hätte sich wahrlich keine bessern Führer wählen können, denn sie verbanden Klugheit mit Tapferkeit und glühten vor Begier, zu siegen. Sogleich brachen sie auf und legten rasch eine große Strecke Weges zurück. Zu Asciburgium, dem heutigen Asberg bei Mörs, hatten die Römer ein Standlager; dieses nahmen sie im Fluge weg und eilten dann weiter. Vocula hatte so wenig Ahnung von ihnen, daß er sie plötzlich in Gelduba sah und nicht einmal Zeit behielt, seine Truppen aufzustellen und anzureden. Er konnte sie nur in eiliger Hast zu den Waffen rufen.

Die Reiterei warf sich den Ankommenden mit Muth entgegen, wurde aber in geschlossenen Gliedern von den Batavern empfangen und auf das Fußvolk zurückgeworfen,*) wo sie unter den eigenen Leuten große Verwirrung anrichteten. Der Kampf nahm jetzt die Gestalt eines Gemetzels an; die Römer und ihre Bundesgenossen wurden zu Tausenden niedergemacht, und es wäre kein einziger entkommen, wenn die Römer nicht plötzlich einen unerwarteten Zuwachs bekommen hätten. Die Cohorten der

---

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 33.

Vasconer, eines spanischen Volkes, welche noch von Galba aufgeboten worden waren, erschienen jetzt plötzlich, ohne daß Freund oder Feind davon wußten, vor dem Lager. Das Kriegsgetöse hatte sie angelockt, und sie griffen sofort die Bataver, die ihnen als Römerfeinde bezeichnet wurden, an. Diese, in dem Glauben, die ganze Besatzung von Neuß oder Mainz sei ihnen im Rücken, hörten auf, die Römer zu verfolgen, hielten aber dem Angriffe so lange Stand, daß sich die meisten in Ordnung zurückziehen konnten. Ihre Reiterei hatte fast gar keine Verluste und blieb im Besitze der eroberten Feldzeichen; von den Fußsoldaten fielen eine ansehnliche Zahl und besonders viele Anführer, doch war der Verlust der Römer ungleich größer.

Bei Vetera waren sowohl die Belagerten, als auch die Belagerer auf den Ausgang des Kampfes gespannt. Civilis erhielt bald die für ihn betrübende Nachricht, aber er zog selbst noch aus der Niederlage Vortheil, indem er den Römern, die auf den Mauern standen, die eroberten Feldzeichen und die Gefangenen zeigte.

Einer von den letztern aber brachte die Wahrheit an den Tag, indem er den Belagerten zurief: „Glaubet ihm nicht, die Bataver sind geschlagen, und die Römer werden ihnen auf dem Fuße folgen."

Ein Germane, den diese Rede wurmte, zog sein Schwert und stieß ihn nieder. Bald zeigte sich, daß der Getödtete die Wahrheit gesprochen, denn allenthalben stiegen die Flammen der von den Römern angezündeten Dörfer empor, und Vocula rückte mit seiner Armee heran.

Vocula hätte wohl gethan, den Civilis sogleich anzugreifen, statt dessen machte er in der Nähe der Be-

lagerer Halt, ließ die Feldzeichen in den Boden stoßen und Verschanzungen aufwerfen. Die Soldaten waren über diese Verzögerung sehr ungehalten, brüllten und schrieen und wollten sofort gegen den Feind geführt werden. Das Toben derselben war ganz entsetzlich.

Diese Unschlüssigkeit machte sich Civilis zu Nutzen, indem er sich mit Macht auf die Zaudernden warf und sie wie eine Heerde Schafe auseinanderjagte. Bald aber sammelten sie sich wieder, und da sie sich dem Civilis allein nicht gewachsen fühlten, so riefen sie den Männern im Lager zu, sich mit ihnen zu vereinigen. Diese stürzten nun aus allen Thoren und griffen die Bataver im Rücken an, während Vocula dieses in der Fronte that. Da wurde mit wuchtigen Schlägen gekämpft, und wer weiß, wohin die Würfel des Sieges gefallen, wenn Civilis nicht mit dem Pferde gestürzt wäre.

Man glaubte, er sei todt oder schwer verwundet; von Schrecken ergriffen, zogen sich die Bataver zurück und schleppten den regungslosen Feldherrn mit sich fort.

Seit langer Zeit bekamen nun die Belagerten wieder einmal Luft und benutzten die Zeit zur Verproviantirung des Lagers. Vocula sandte in Eile eine Menge Fuhren nach Neuß, um von dort Getreide herbeizuschaffen. Auf dem Rheine ging es nicht, denn dieser war in der Hand der Germanen.

Die Bataver und ihre Bundesgenossen mußten dem geduldig zusehen, denn der verwundete Feldherr konnte nichts unternehmen. Unbegreiflicher Weise blieb auch Vocula unthätig und beschäftigte sich mit dem Ausbessern der Mauern und Thürme. Unterdessen kamen die Fuhren mit dem Proviant an und die Römer erhielten nach langem Fasten wieder Ueberfluß.

Civilis erholte sich von den Folgen seines Sturzes schneller, als man gedacht hatte. Mit Schmerz hatte er vernommen, daß es dem Vocula geglückt war, einen Transport Lebensmittel in das Lager zu führen, und nun wurde ihm die Nachricht, daß wieder ein langer Zug von Frachtwagen auf dem Wege nach Neuß sei. Sogleich war er entschlossen, diesen Transport aufzuheben, die begleitenden Cohorten niederzumachen und die Frucht für sich in Empfang zu nehmen. Auf einem Umwege erreichte er die Nachbarschaft von Neuß und besetzte die Hohlwege und die Brücken, welche der Zug auf der Rückkehr passiren mußte.

Die Fuhrleute kamen endlich des Weges, aber in unverzeihlichem Leichtsinne hatten sich die begleitenden Cohorten zerstreut. Einige gingen der Plünderung nach und überfielen Dörfer und Gehöfte; andere hatten ihre Waffen auf die Wagen geworfen und schlenderten einher, als ob nirgends Gefahr sei. Da stürzten die Bataver plötzlich aus ihren Verstecken hervor und griffen den Zug auf der ganzen Linie an.

Die Zerstreuten eilten auf den Hülferuf der Fuhrleute, Fahnenträger ꝛc. zwar sogleich herbei und nahmen den Kampf auf, aber sie waren nicht im Stande, den Weg frei zu machen und den Durchzug zu erzwingen, sondern mußten froh sein, daß ihnen die Dunkelheit der Nacht gestattete, nach dem nahen Gelduba zu flüchten, wo Vocula noch eine kleine Schaar Legionen zurückgelassen hatte. Die Nacht benützend, sendeten sie reitende Boten nach Castra Vetera, ließen dem Heerführer ihre mißliche Lage wissen und forderten ihn auf, eiligst ausreichende Hülfe zu senden.

Die Boten schonten die Pferde nicht; wie die Winds-

braut sausten sie dahin, daß die Mähnen ihrer Rosse wie Fahnen flatterten. Schaumbedeckt kamen sie in Vetera an und verlangten den Heerführer sofort zu sprechen. Ahnend, daß ein Unglück vorgefallen, kam er herbei und hörte den Bericht. So unbedeutend der Ueberfall im ersten Augenblicke aussah, so barg er doch inhaltschwere Folgen in seinem Schooße; denn nur die Straße nach Neuß war ihm zur Herbeischaffung von Lebensmitteln noch offen. Wurde ihm dieselbe verlegt, so sah es um die Ernährung seiner Armee sehr traurig aus.

Vocula stellte sich deßhalb an die Spitze seiner ganzen Legion und nahm dazu noch tausend Mann von denen, welche unter dem Befehle des Lepercus in Vetera belagert gewesen waren. Als diese hörten, daß Civilis ihnen den Weg verlege, murrten sie und stießen laute Drohungen aus. Er ging deßhalb dem Civilis aus dem Wege und begab sich nach Gelduba und von dort nach Neuße.

Civilis, immer wachsam auf jede Bewegung, schloß indessen Vetera wieder ein; dann eilte er im Sturm nach Gelduba, und da er den Vocula nicht mehr vorfand, so zerstörte er das Lager und schickte ihm seine Reiterei nach, die seinen Nachtrab in der Nähe von Neuß traf und ihm einen bedeutenden Verlust zufügte.

Das wurmte die Cohorten gewaltig, denn sie wurden stets geschlagen, machten keine Beute und mußten häufig Hunger leiden. Noch unbändiger wurden sie, als Hordeonius Flaccus, von Mainz kommend, sie mit der fünften und fünfzehnten Legion vereinigt hatte.

Hordeonius machte ihnen bekannt, daß er sie gegen den Civilis führen werde; ihr Sieg sei schon wegen der großen Zahl verbürgt.

Murrend, den Hordeonius verachtend, dem Vocula mißtrauend, zogen sie des Weges und kamen an dem zerstörten Lager von Gelduba vorüber nach Uerdingen. Hier erfuhren sie, es sei Geld von Vitellius für sie angekommen, und sie verlangten, daß es ihnen sofort ausgezahlt werde.

Hordeonius war viel zu schwach und zu feige, um es ihnen zu verweigern. Das Einzige, worin er nicht nachgab, war, daß er das Geld nicht im Namen des Vitellius, sondern des jetzt regierenden Kaisers Vespasian von seinen Zahlmeistern austheilen ließ.

Kaum waren sie im Besitze, so eilten sie zu den Schenken und Marketendern, veranstalteten Trinkgelage und Schwelgereien und tranken unmäßig bis tief in die Nacht hinein. Der genossene Wein machte die schon längst unzufriedenen Gemüther noch wilder, und Einige sprachen laut und mit Ingrimm davon, was sie Alles wegen der Treulosigkeit ihrer Führer erduldet hätten. Andere hörten es, nahmen Theil an dem Gespräche und der Aufregung und steigerten ihren Zorn durch das Uebermaß des Weingenusses.

Einer der Mißvergnügten zählte mit giftiger Stimme allen Verrath, alle Ungerechtigkeiten auf, welche Hordeonius Flaccus begangen, und mit stieren Augen die Hand an's Schwert legend, zischelte er in die gierigen Ohren hinein: „Sind wir es nicht, welche die Kaiser erheben und stürzen? Wie, und wir sollen uns dem Willen eines feigen Greises und der Strenge eines Vocula fügen? Wozu haben wir Schwerter?"

Das furchtbare Wort zündete nur zu bald. Wie durch Uebereinkunft stürzte ein Haufe nach dem Zelte, wo Hordeonius schlief; sie stießen die Wachen nieder und schleppten ihn in's Freie. Kein Tribun, kein Legat wagte ihnen

entgegenzutreten, denn sie waren wüthend und hätten Jeden getödtet, der sie hindern wollte. Hordeonius verblutete unter ihren Dolchen und Schwertern.

„Mit ihm allein ist es nicht genug," sprach einer der Mörder, „auch Vocula muß sterben. Bleibt er am Leben, so wird er uns die ganze Strenge seines Armes fühlen lassen, wie er mehr als einmal bewiesen."

Die Meute stürzte jetzt nach dem Zelte des Vocula, fand ihn aber nicht mehr, denn als er den furchtbaren Lärm hörte und in Erfahrung brachte, was vorging, verkleidete er sich als Knecht und floh eiligst von dannen.

Nach diesem Morde trat die Ernüchterung ein, und diese benutzte Civilis, um über sie herzufallen. Mit ihm kam der Schrecken; die meisten flohen davon, viele wurden getödtet und Einige gingen sogar zu den Batavern über.

Die fünfte und fünfzehnte Legion, die Hordeonius von Mainz herbeigeführt hatte, kehrten wieder dahin zurück, aber sie zerrissen die Bildnisse des Vespasian und pflanzten diejenigen des Vitellius wieder auf, der aber damals schon todt war.

Die dritte, vierte und dreizehnte Legion kehrte zum Gehorsam zurück und bat den Vocula, sich wieder an ihre Spitze zu stellen. Er that es, aber sie mußten dem Vespasian von Neuem den Eid der Treue schwören. Wüthend über die fünfte und fünfzehnte Legion, welche er für die Urheber des Mordes ansah, ging er mit seinen Legionen nach Mainz, um die Empörer zu züchtigen, den Lupercus in Vetera aber ließ er im Stiche.

Civilis vernahm die Entfernung des Vocula mit Freuden, denn sie bot ihm freie Hand, seine Unterhandlungen mit den Galliern fortzusetzen und die Legion des Lagers fest umzingelt zu halten. Die Boten des Civilis

gingen unaufhörlich nach Trier*) und brachten seine Briefe an Classicus, den Obersten einer dortigen Schwadron, und an den ebendaselbst wohnenden Julius Tator, so wie an den Lingonen Julius Sabinus. Diese drei Personen gingen auf die Rathschläge des Civilis, Gallien den Römern zu entreißen und ein selbstständiges Reich aus demselben zu machen, ein. Bald fanden sie Mitverschworne und kamen mit denselben zu Cöln zusammen, wo die Einigung stattfand. Von hier aus wurden nun Aufwiegler durch ganz Gallien gesandt. Die drei Hauptverschwörer aber gaben sich den Anschein, als ob sie es noch immer mit den Römern hielten, und zogen mit Vocula, der inzwischen die Legionen in Mainz gezüchtigt hatte, den Rhein hinab gegen Castra Vetera. Bei Neuß trennten sich die drei Verschwornen von Vocula, schlossen das lang vorher geplante Bündniß mit Civilis und ermordeten den Vocula. Die römischen Soldaten in Neuß fielen hierauf von ihrem Vaterlande ab und schwuren dem neuen gallischen Reiche Treue; auch alle übrigen Römer zu Cöln und am Oberrheine wurden zu diesem Schwure gezwungen. So war also jetzt der ganze Rheinstrom in den Händen der Empörer; nur die Belagerten in Castra Vetera hielten noch Stand. Da sie aber so nahe eingeschlossen waren, daß keine Zufuhr in das Lager gelangen konnte, so nahm die Hungersnoth so gewaltig zu, daß sich die Legionen zur Uebergabe erboten. Civilis gewährte ihnen freien Abzug; aber sie mußten vorher dem neuen gallischen Reiche den Eid der Treue schwören und ihre Waffen und Kostbarkeiten zurücklassen.

*) Tacitus. Geschichtsbücher IV, 55. — Söhr, Seite 8. — Spenrath, Seite 84.

Auf dem Wege nach Gallien, am fünften Meilensteine wurden sie von den deutschen Hülfsvölkern überfallen und zum Theil niedergemacht. Diejenigen, welche mit dem Leben davonkamen, flohen zurück nach dem Lager, wurden aber hier von den nacheilenden Germanen erreicht und niedergemetzelt. Civilis konnte es nicht verhindern, ja er mußte sogar zusehen, wie die Ergrimmten das Lager, welches ihm zum Winteraufenthalt dienen sollte, in Brand steckten. Dies geschah im Anfange des Jahres 70 nach Christi Geburt.

VII.

Die Trümmer des Lagers rauchten noch, als Civilis sich erinnerte, daß sein Gelübde nun erfüllt sei, denn nur Mainz war noch in den Händen der Römer. Da schickte er einen Hauptmann nach Nymwegen und ließ seine Verwandten nach dem Lager holen. Seine alte Mutter, seine Schwestern und sein Söhnchen kamen und mit ihnen viele Einwohner der Stadt, denn allenthalben herrschte Jubel, daß durch die Anstrengungen des Civilis das drückende Joch der Römer abgeschüttelt war.

Auf dem Wege schlossen sich in allen Ortschaften Männer und Weiber an, und der Zug erreichte eine unübersehbare Länge. In Castra Vetera angekommen, begaben sich die Verwandten in das Zelt des Civilis, umarmten und küßten ihn und priesen ihn glücklich. Civilis nahm mit Freudenthränen sein Söhnchen auf den Arm und sprach: „Nähre den Haß gegen die Römer in Deiner Brust, und wenn Du groß und stark geworden bist, dann tritt in die Fußstapfen Deines Vaters.“

Die alte Mutter war nicht so freudig gestimmt, als die Uebrigen. „Mein Sohn,“ sagte sie, „Allvater hat

auf Deinem Haupte die Strahlen des Ruhmes gesammelt, und die Völker preisen Dich mit vielen Zungen, aber ich fürchte, die Götter haben Dir das Füllhorn ihrer reichsten Gaben nur in den Schooß geleert, um Dich desto sicherer zu verderben. Niemals werden die Römer Deine Doppelzüngigkeit vergessen; noch gefährlicher aber als die Römer sind Deine Bundesgenossen. Bisher habt Ihr einen gemeinsamen Feind gehabt; jetzt aber, wo dieser ohnmächtig am Boden liegt und wo es die Aufrichtung eines großen Reiches gilt, werden die Kriege unter Euch selbst entstehen. Die Germanen jenseits des Rheines haben andere Interessen, als die Gallier diesseits. Beide Theile werden die Herrschaft an sich zu reißen suchen; Du aber stehst mitten innen und trachtest nach der Krone. Du stehst also Beiden im Wege und kannst dem gemeinschaftlichen Hasse nicht entgehen. Wenn die Römer wiederkommen, was wahrscheinlich ist, so werden sie Dich zermalmen, denn Du bist das Haupt; wenn die Gallier mächtig werden, so wird dasselbe geschehen, und wenn die Germanen die Oberhand bekommen, so ist Dein Ende ein Gleiches. Mögen die Götter mich hinwegnehmen, bevor der Tag eintritt, wo ich meinen geliebten Sohn unter den Speeren der Feinde fallen sehe."

„Mutter, Du schaust immer düster," antwortete Civilis; „gönne dem Lande den langentbehrten Sonnenblick. Wenn das neue Reich fertig ist, wird man den Würdigsten auf den Thron heben, und wer will behaupten, daß eines von den übrigen Häuptern an meine Schulter reicht!"

Er trat aus dem Zelte und ließ die Trompeten blasen. Die Truppen sammelten sich gemäß seiner Anordnung in den äußersten Kreisen, während sich in den innern das Volk aufstellte, darunter viele ehrwürdige Greise

mit schneeweißem Haar. Civilis erstieg eine kleine Erhöhung, ließ seine Mutter, seine Schwestern und sein Söhnchen vor sich niedersitzen und begann zu reden:

„Meine Freunde, als ich nach dem schmählichen Tode des Nero in Rom meiner Fesseln entledigt wurde, da that ich in dem Tempel des Herkulus den Schwur, das Haar nicht zu schneiden und den Bart nicht zu scheeren, bis ich die Römer aus dem Lande vertrieben. Diesen Schwur wiederholte ich im heiligen Haine, und viele von den Greisen, viele von den Jünglingen, welche mich umstehen, hörten meinen Schwur. Seitdem hat die Sonne einmal ihren Kreis um die Erde vollendet, und Bart und Haar sind mir zu einem wüsten Walde geworden und gereichen mir mehr zur Unzier, als zur Verschönerung, aber was ist seitdem geschehen? Die römischen Legionen sind geschlagen, getödtet, gefangen oder zu uns herübergekommen. Die Lager, die Wachtthürme, die Städte, die Landhäuser, die Adler und Feldzeichen sind in unsern Händen, die Germanen und die Gallier zu einem großen gemeinsamen Zwecke verbunden, die römische Macht gebrochen. — Nun frage ich Euch Alle, ob ich mein Gelübde gehalten und nun von demselben entbunden bin. Wer das Letztere meint, der hebe seine Hand in die Höhe und stimme für Scheere und Scheermesser."

Alle erhoben die Hände und riefen: „Du hast Dein Gelübde erfüllt!"

Da befahl er dem Barbier vorzutreten. Dieser nahm ihm vor allem Volke Haar und Bart ab. Als dieses geschehen war, opferte er auf einem in der Mitte errichteten Altare den Göttern; dann ließ er den Mummius Lupercus, welcher das Lager so tapfer vertheidigt hatte, vor sich kommen und sprach: „Obschon alle Römer den Tod

verdient haben, so sollst Du dennoch leben, aber ein Gefangener sein. Im Lande der Brukterer an der Lippe wohnt eine weise Frau mit Namen Veleda; ihr Sklave sollst Du werden, denn sie hat mir meinen Sieg vorausgesagt."

Für Lupercus, den tapfern Helden, war es kein erfreuliches Loos, der Sklave eines Weibes zu sein, aber er mußte sich fügen, und wurde mit einer Bedeckung nach der Lippe gesandt; doch erreichte er sein Ziel nicht, denn er wurde von der Bedeckung, die ihn schützen sollte, unterwegs ermordet.

Für Civilis brach nun eine erweiterte Thätigkeit ein; die Standlager der Cohorten, Schwadronen und Legionen mußten geschleift und verbrannt, die Soldaten in das Innere von Gallien abgeführt werden; auch waren viele Distrikte, die bisher dem Bunde noch nicht beigetreten, mit dem Schwerte zu zwingen.

Die sechszehnte Legion, welche in Neuß lag, hatte dem neu aufzurichtenden Reiche der Gallier bereits Treue geschworen und erwartete nun in banger Angst, was mit ihr geschehen werde. Viele schämten sich, so treulos an ihrem Vaterlande gehandelt zu haben, und sie würden gegen ihre neuen Herren das Schwert gezogen haben, wenn nur die geringste Aussicht zum Siege vorhanden gewesen wäre, aber um das Lager waren Hüter aufgestellt, welche Flucht und Angriff verhinderten.

Endlich brach der Morgen ihrer Abreise an, die Trompeten verkündigten den Befehl zum Aufbruche. Weinend oder Flüche murmelnd steckten sie ihr Geld und ihre Kostbarkeiten zu sich und verließen die Mauern des Lagers. Es war ein trauriger und herzzerreißender Anblick, denn die Soldaten waren niedergeschlagen, die Bildnisse der

Imperatoren von den Fahnen gerissen, die Feldzeichen verunehrt.

Im Lager hatten sich auch römische Bürger niedergelassen, die sich mit heulenden Weibern und Kindern den Vertriebenen anschlossen. Candius Sanctus, ein einäugiger Mann mit wildem Antlitze, stellte sich als Führer an die Spitze des Zuges, welcher von einer großen Schaar Gallier und Germanen umgeben wurde, damit sie nicht entfliehen konnten. Wie ein Leichenzug setzte sich die Legion in Bewegung und marschirte auf der Römerstraße von Neuß nach Bonn, wo die dort liegende Legion sich anschließen mußte.

Als sich das Gerücht von ihrem Abzuge verbreitete, kamen die Leute aus den Dörfern und den Feldern an die Straße gelaufen, um die gefürchteten Römer zu sehen. Noch vor Kurzem waren sie die Herren des Landes gewesen, hatten Steuern ausgeschrieben, Mannschaften ausgehoben, Städte und Dörfer geplündert, die Bauern geschunden und geschlagen und jetzt waren sie ohne Waffen, gefangen und willenlos!

Die so lange Mißhandelten konnten ihren Zorn und ihr Frohlocken nicht zurückhalten; sie übergossen die Gefangenen mit Hohn und Schmähreden, und würden sich thätlich an ihnen vergriffen haben, wenn die schützende Begleitung nicht vorhanden gewesen wäre. Nach einem langen und mühseligen Zuge durch die Eifel kamen sie endlich in Trier an, wo sie vor der Stadt ein Lager beziehen mußten.

Ueber das Schicksal von Cöln war man noch zweifelhaft. Mehrere der Anführer stimmten für Zerstörung des Lagers und Ermordung der Ubier, die immer eine falsche, römerfreundliche Rolle gespielt hatten; aber Civilis rettete

sie aus Dankbarkeit. Als er den Krieg gegen die Römer begonnen, hatten die Ubier seinen Sohn ergriffen und gefangen gesetzt. Als er jetzt die Stadt einnahm, führten sie ihm denselben wieder zu, und da der Knabe bezeugte, daß sie ihn ehrenvoll gehalten und behandelt, so übte er seinen Einfluß aus, daß das Lager und die Bürger verschont wurden.

Die Germanen aber hatten ihren alten Haß gegen die Ubier noch nicht vergessen und waren mit der Schonung gar nicht einverstanden. Sie glaubten, entweder müsse die Stadt dem Erdboden gleich gemacht oder zum gemeinschaftlichen Sitze aller Germanen erhoben werden, damit sie durch das Uebergewicht der Rechtsrheinischen und der Gallier unschädlich sei.

Nach Cöln wurde jetzt eine Versammlung berufen, die bestimmen sollte, ob die Stadt zerstört oder in den Bund aufgenommen werden solle. Von den Tenchterern, die Cöln gegenüber wohnten und die Grenzen des spätern Herzogthums Berg füllten, nahm in der Versammlung ein Abgesandter das Wort und warf ihnen ihre stete Treulosigkeit vor. „Nicht durch freie Entschließung seid Ihr wieder Deutsche geworden," sagte er, „sondern durch unsere Tapferkeit, aber wir wünschen Euch Glück, daß Ihr nun die Sonne der Freiheit wieder seht. Bisher hatten die Römer Flüsse und Länder gesperrt und uns selbst von dem gemeinschaftlichen Altare in Euerer Mitte abgeschlossen. Wir durften uns nicht versammeln oder doch nur ohne Waffen und unter ihrer Aufsicht. Das ist nun anders geworden; wir sind freie Männer und können Euch, den Römerfreunden, Gesetze vorschreiben oder Euch ganz von der Erde vertilgen. Eine Gnade ist es, wenn wir Euch in unsern Bund aufnehmen. Wir sind

dazu geneigt, aber damit der Bund Dauer hat und nicht von Euch gebrochen wird, sobald ein anderer Wind weht, müssen wir Garantien haben, und wir stellen folgende Forderungen: Ihr sollt die Mauern Euerer Ansiedelung, diese Bollwerke der Knechtschaft, niederreißen, die bei Euch wohnenden Römer niedermachen, die Güter der Getödteten der Gemeinsamkeit überliefern, freie Passage über den Rhein gewähren und die Wahl des Wohnortes, hier oder drüben Jedem frei stellen. Hauptsächlich aber wird von Euch gefordert, daß Ihr die alte deutsche Lebensweise wieder annehmt und die abscheulichen Laster, wodurch Rom die Welt vergiftet, wieder von Euch thut."

Die Cölner forderten Bedenkzeit, gaben aber vorläufig folgenden Bescheid: „Wir sind zu Euch gekommen, sobald es die Verhältnisse gestatteten; unsere Geneigtheit zum Anschlusse ist sogar früher geschehen, als es klug war. Unsere Mauern können wir nicht niederreißen, denn wenn die römischen Heere wiederkommen, werden sie uns und dem Bunde zum Schutze dienen. Diejenigen Fremdlinge aus Rom und überhaupt aus Italien, die im Gebiete der Ubier wohnten, sind durch den Krieg hinweggerafft worden oder haben sich geflüchtet; wir können sie also nicht mehr todtschlagen; diejenigen aber, welche in der Stadt wohnen, sind unsere Verwandten, und Ihr werdet nicht von uns fordern, daß wir unsere Eltern, unsere Frauen, unsere Kinder und Verwandte tödten sollen. Der Rheinübergang soll bei Tage und ohne Waffen nicht gehindert, Zölle und Handelslasten abgeschafft werden. Civilis und Veleda mögen entscheiden, was zwischen uns recht sei."

Veleda entschied zu Gunsten der Cölner, und das Bündniß kam zu Stande. Civilis, auf diese Weise ver-

stärkt, suchte sich nun die Nachbargebiete zu unterwerfen; fern von der Heimath vergrößerte er das neue Reich nicht unwesentlich, aber zu Rom war man endlich so weit gekommen, daß man auch an die abgefallenen Provinzen in Gallien und Germanien denken und sich auf die Rückeroberung vorbereiten konnte.

Als Alles geordnet war, brachen die Legionen von Rom auf und kamen durch die Schweiz an den Oberrhein. Unter den Anführern befand sich auch Julius Briganticus, ein Schwestersohn des Civilis, welcher seinen Oheim leidenschaftlich haßte, und deßhalb besonders geeignet gefunden wurde, ihm entgegengeschickt zu werden; der Oberbefehlshaber des ganzen Heeres aber war Petilius Cerialis, ein ausgezeichneter und unerschrockener Kriegsmann, der an der Mosel mit Civilis kämpfte und ihn nach erlittener Niederlage besiegte.

Jetzt zeigte es sich, wie viel auf die kaum beschworene Treue der Cölner zu bauen war. Civilis, der ihnen beigestanden, daß ihre Stadt nicht zerstört wurde, hatte ihnen als Bundespfand seine Gemahlin und Schwester übergeben, Classicus seine Tochter. Sobald diese unzuverlässigen Bundesgenossen vernahmen, daß die Römer Fortschritte machten, fielen sie über die in Cöln weilenden Germanen*) her, drangen in ihre Wohnungen und tödteten sie alle.

Civilis hörte von dem Frevel; wuthentbrannt beschloß er, die Schändlichen zu züchtigen und mit seinen Cohorten von Friesen und Chauken, welche zu Tolbiacum,

*) Tacitus IV, 79. — Ennen, Geschichte der Stadt Cöln I, 36. — Löhrer, Seite 40. — J. Gottfried Broix, Erinnerungen an das alte berühmte Tolbiacum, die jetzige Stadt Zülpich. Seite 20. Neuß 1812. — Spenrath Seite 88.

dem heutigen Zülpich, in Garnison lagen, nach Cöln zu gehen. Als dieses die Cölner vernahmen, bangten sie vor den Folgen ihrer Thaten und schickten reitende Boten nach der Mosel. Diese baten den Cerialis, ihnen eilig zu Hülfe zu kommen und boten ihm die Gemahlin und Schwester des Civilis, sowie die Tochter des Cassicus, die ihnen als Pfand der Treue übergeben waren, als Sklaven an.

Ehe die erbetene Hülfe ankam, konnten die Friesen und Chauken von Zülpich in Cöln erscheinen und Rache an ihnen nehmen. Um dieses zu verhindern, ersannen sie einen Plan, der ewig als ein Brandmal der abscheulichsten Treulosigkeit auf den Ubiern haften bleiben wird. Sogleich eilten sie dorthin und luden die Cohorten unter freundlichen Vorspiegelungen zu einem großen Gastmahle ein. Die Arglosen vertrauten; Civilis war nicht da, konnte sie nicht warnen. In ein großes Gebäude gelockt, wurde ihnen in Ueberfülle aufgetischt; je mehr Wein sie tranken, desto besser für ihren fluchwürdigen Zweck. Als die meisten berauscht und ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, schlossen sie alle Thüren und steckten das Gebäude an allen Ecken in Brand; die Cohorten verbrannten bis auf den letzten Mann.

Während dieses Bubenstück vollbracht wurde, eilte Cerialis in Geschwindmärschen von der Mosel herbei und kam zu Cöln an, wo ihm treuloser Weise die Bundespfänder übergeben wurden.

Civilis war durch die schlechte Aufführung der Cölner, durch die verlorene Schlacht bei Trier und durch den Abfall vieler Gallier erbittert, aber nicht entmuthigt. Da seine besten Cohorten vernichtet waren, so mußte er neue Krieger werben. Vertrauungsvoll wandte er sich an

die Germanen, und diese ließen ihn nicht im Stiche, sondern eilten schaarenweise zu seinen Fahnen.

Mit ihnen eilte er nach Vetera und warf sich dort in das eingeäscherte Lager. Cerialis folgte ihm auf dem Fuße mit einer ungeheuern Mannschaft, denn aus allen Theilen des Reiches kamen die neu ausgehobenen Legionen. Civilis Macht war gegen sie verschwindend klein. Er benutzte deßhalb alle Vortheile, welche ihm die Natur bot, befestigte das Lager und zog einen Damm quer durch den Rhein, so daß die Ebene überschwemmt wurde.

Bald standen sich die Heere einander gegenüber, aber sie waren lange unthätig. Die Bataver, des Zauderns müde, sprangen in das Wasser und höhnten die Römer so lange, bis die Verwegensten es wagten und ebenfalls in das Wasser gingen. Es entstand nun ein Kampf, wie er schon einmal bei Gelduba da gewesen war, mitten in den Fluthen. Die Germanen aber waren im Schwimmen geübter, als die Römer, zogen ihrer viele in das Wasser und machten ihnen in dem ungewohnten Elemente den Garaus. Das Ringen dauerte bis zum Abende, dann zogen sich beide Theile in ihre Lager zurück, die Römer mit großem Unmuthe, die Bataver unter dem Absingen ihrer Kriegs- und Nationallieder.

Am folgenden Morgen begann Cerialis zeitig, seine Mannschaften aufzustellen; in die erste Schlachtreihe stellte er Reiterei und Hülfscohorten, denn die Fremden waren bei ihnen immer das erste Schlachtenfutter. In der zweiten Schlachtlinie standen die Legionen und die auserlesenste Schaar blieb bei ihm selbst.

Civilis ordnete nun ebenfalls seine Schaaren und zwar in Keilform, zur Rechten die Bataver und Gugurner, links, näher dem Strome, die Friesen und übrigen Germanen.

Auf beiden Seiten hielten die Heerführer zündende Reden und ermunterten ihre Soldaten zur Tapferkeit und Ausdauer. Nachdem Civilis zu den Seinigen gesprochen hatte, machten sie lautes Waffengetöse und stampften den Boden zum Zeichen des Beifalls, dann begannen sie sogleich den Kampf, indem sie Wurfgeschosse, Steine und Kugeln über das Wasser schleuderten. Sie sprangen in den Strom und reizten die Römer auf alle Weise, um sie in das Wasser zu locken, wo für sie das günstigste Terrain war, aber die Römer verfolgten die entgegengesetzte Absicht; sie wollten die Germanen auf den festen Boden herüberziehen.

Als die Deutschen ihre Wurfgeschosse verbraucht und die Römer nicht zum Vorrücken bewogen hatten, stürmten sie mit ihren langen Lanzen vor und belästigten die erste Schlachtreihe so lange mit Stichen, bis diese die Geduld verloren und sich in das Wasser wagten, wo nun ein blutiger Kampf begann. Auf dem Damme, welcher quer durch den Rhein gebaut war, standen die Brukterer. Sobald sie den Feind im Sumpfe sahen, warfen sie sich von dem Damme in's Wasser, schwammen herbei, griffen die römischen Colonnen in der Flanke an und brachten ihnen so große Verluste bei, daß sie in Unordnung geriethen und sich auf die Flucht begaben.

Sobald Cerialis dieses bemerkte, schickte er die Legionen der zweiten Linie zu Hülfe, wodurch der Kampf allgemeiner wurde. Wer weiß, wie der Ausgang gewesen, wenn keine Verrätherei in's Spiel gekommen wäre.

Ein Bataver lief zu den Römern über und erbot sich, ihre Reiter auf einer ungefährlichen Stelle durch das Wasser in den Rücken des Feindes zu führen. Cerialis nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und

schickte seine Reiterei, von dem Verräther geführt, an der bezeichneten Stelle durch das Wasser. Die Germanen versahen sich einer solchen Schurkerei nicht und wurden den Verrath erst gewahr, als die Reiter von hinten in ihre Reihen drangen und sie niederhieben. Gleichzeitig ließ Cerialis auch seine Legionen vorgehen. In der Fronte und im Rücken zugleich angegriffen, dazu bedeutend in der Minderzahl, konnten sie an eine Fortsetzung des Kampfes nicht denken; die Germanen traten den Rückzug an, warfen sich in den Rhein und retteten ihr Leben durch Schwimmen auf das jenseitige Ufer.

Die Bataver, welche in den Verschanzungen hielten, waren dadurch genöthigt, sich ebenfalls zurückzuziehen. Die Nacht machte überhaupt dem Kampfe und der Verfolgung ein Ende.

Die durch Verrätherei verlorene Schlacht, welche dem Kriege eine ganz andere Wendung geben konnte, war verhängnißvoll für Civilis und seine Freunde. Vetera konnte er nicht mehr halten; es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich unter dem Schutze der Nacht und eines strömenden Regens auf die batavische Insel zurückzuziehen und dort den Kampf so lange als möglich fortzusetzen. Tutor, Classicus und einhundertdreizehn trier'sche Senatoren gingen mit ihm.

Ueberaus traurig war ein solcher Rückzug nach so vielen Erfolgen und großen Hoffnungen. Auch jetzt hatte er den Muth noch nicht verloren, aber es that ihm ungeheuer wehe, daß er das ganze Terrain von Mainz bis hieher verloren hatte und sich wieder auf demselben Standpunkte befand, von welchem er vor einem Jahre ausgegangen.

Der berühmte Heerführer hatte keine Zeit, sich klein=

lichen Klagen oder gar der Verzweiflung hinzugeben. Dieser entschlossene Charakter hielt es für seine Pflicht, den Krieg nicht aufzugeben, so lange er noch irgend eine Hülfsquelle hatte.

Trotz seiner Verluste war ihm doch manch' tapferer Mann geblieben, und es schlugen ihm noch viele treue Herzen, die lieber untergehen, als ihn und die vaterländische Sache verlassen wollten.

Mit unverwüstlicher Ausdauer traf er seine Anordnungen, ließ gefährliche Stellen besetzen, sandte Boten nach allen Richtungen aus, um neue Hülfe zu erlangen und stählte den Muth seiner Treuen. Mit Freuden sah er, daß seine Bitten um Verstärkung nicht ganz auf unfruchtbaren Boden fielen. Wenn auch spärlich, so kam dennoch Zuzug.

Schweigend saß er in seinem Zelte und dachte über die Vertheidigungsmaßregeln nach; da näherte sich ihm Verax, der Sohn seiner andern Schwester. Er war ein schöner Jüngling, voll Muth und Kraft, dem Kriegsdienste und seinem Oheim ergeben.

„Was hältst Du von unserer Lage?" fragte Civilis.

„Ich bin ein unerfahrener Jüngling, dessen Augen nicht weit schauen," gab er zur Antwort.

„Wir haben viel Mißgeschick, Verax; Veleda hat sich uns gegenüber als eine falsche Prophetin erwiesen."

„Noch sind die Loose nicht alle geworfen, Oheim. In vielen Kriegen lagen die Würfel ungünstig, aber das letzte Auge gewann das Spiel."

„Unsere gallischen Freunde haben sich wenig zuverlässig erwiesen, die Ubier sind Verräther und die Germanen wollen lieber in ihren düstern Wäldern, als an unsern Ufern kämpfen."

„Um nichts auszulassen, lieber Oheim, vergiß auch nicht des Verrathes eines fluchwürdigen Batavers."

„Ich habe seiner nicht gedacht, weil es meinem Herzen widerstrebt, einer That zu gedenken, die den Namen unseres Landes schändet."

„Das Glück hat uns den Rücken gewendet, Oheim, aber ich denke, wir wollen ihm nachlaufen und es wieder einholen. Gelingt es uns nicht, so haben wir unsere Pflicht gethan. Unser Blut gehört dem Vaterlande; zögern wir nicht, es zu vergießen."

Civilis zog den Neffen an seine Brust und küßte ihn auf die Stirne. „Wie bist Du doch so anders, als Dein Neffe Julius Briganticus. Er hängt den Römern an; Dir aber haben die Götter ein Herz für das Vaterland gegeben."

„Und von Dir habe ich gelernt, die Heimath zu schätzen und die Römer zu verachten."

„Mich dauern alle diese Menschen, die sich auf meinen Ruf dem Tode geweiht haben, mich dauern auch diejenigen, welche aus dem trier'schen Lande mit uns nach dieser Insel geflohen sind. Wenn wir noch einmal eine Schlacht verlieren, so habe ich keine Mittel mehr, sie zu schätzen, sondern muß sie der Gnade und Ungnade des Feindes überlassen."

„Das ist Kriegsloos, Oheim; man kann es beweinen, aber nicht abwenden."

„Vielleicht haben wir zu wenig auf den Beistand der Götter und zu viel auf unsere Kraft vertraut. Folge mir in den heiligen Hain. Wir wollen sie anflehen, daß sie ihr Antlitz nicht von uns wenden."

Sie bestiegen ihre Rosse und sprengten von dannen. Schon war es spät am Nachmittage und erst in der

Nacht kamen sie im heiligen Walde an. Dort stiegen sie von den Rossen, suchten unter den Bäumen abgefallene Aeste zusammen und häuften sie auf dem Altare auf.

Während sie damit beschäftigt waren, sammelten sich über ihren Häuptern rabenschwarze Wolken; Blitze entluden sich und der Donner rollte und tobte mit mächtigen Schlägen.

„Was mag Allvater durch diese furchtbaren Blitze künden wollen?" flüsterte Civilis. „Tragen Sie Verderben im Schooße oder wollen die Streiter Walhalla's uns zu Hülfe kommen?"

„Wer vermag es zu enträthseln, Oheim! Vielleicht sind die Walkyren schon auf dem Wege, auf schnellen Rossen in die Reihen der Feinde zu sprengen."

Ein furchtbarer Blitz züngelte jetzt nieder, hüllte den heiligen Hain in flackerndes Flammenmeer und entzündete das Holz auf dem Altare, daß es in lichterlohen Flammen brannte. Ein furchtbarer Donnerschlag folgte; dann entstand plötzliche Stille.

Civilis und Verax warfen sich vor dem Altare nieder, und ersterer breitete seine Arme gegen Himmel und betete mit lauter Stimme: „Allvater, der du unsern Vätern diese Insel gegeben und uns befohlen hast, sie zu schützen und zu halten, sieh jetzt auf die Bedrängniß deiner Kinder! Sieh, ein fremdes Volk, welches dich nicht anerkennt, welches uns verachtet, mißhandelt und von deinen Altären wegdrängt, hat unsern Boden überschwemmt und drängt uns seine verderbten Sitten auf. Dulde es nicht, daß sie deine Altäre umstürzen, deine heiligen Haine verbrennen, deine Söhne zur Knechtschaft erniedrigen und unsern Boden mit Blut düngen! Hilf uns, daß wir frei werden und wieder wie ehedem

ungehindert zu unsern Göttern flehen können. Verlangst du, daß ich für mein Volk sterben soll, so laß es mich wissen, ich bin bereit, es zu thun; soll ich leben und retten, so ziehe deine Hand nicht von mir!"

Er erhob sich. In demselben Augenblicke fiel der Altarstein in zwei Theile auseinander; der letzte Blitz hatte ihn von oben bis unten gespalten.

Erschreckt schaute Civilis auf die beiden Steine, die noch von den brennenden Aesten umflackert wurden.

„Was ist nun der Wille der Götter?" fragte er. „Der zündende Blitz schien Gutes zu verkünden; der auseinanderklaffende Altar zeigt Spaltung im eigenen Volke. Was soll ich thun, was lassen?"

„Die Götter reden eine allzudunkle Sprache," antwortete Verax; „unsere Sinne sind nicht fein genug, sie zu verstehen. Folgen wir deßhalb unsern eigenen Neigungen und kämpfen wir bis zu Ende."

Sie schwangen sich wieder auf die Pferde und ritten nach Nymwegen, um die Ihrigen zu sehen. Es war schon spät in der Nacht, als sie ihre Gäule am Eingange des Hauses fest banden, aber seine Angehörigen wachten noch, denn sie wurden von Aengsten und Zweifeln bewegt.

Am lodernden Feuerherde saßen sie zusammen und flüsterten mit leisen Stimmen über den Wechsel des Kriegsglückes. Da hörten sie den eiligen Hufschlag der beiden Pferde. Sie lauschten mit vorgestreckten Köpfen, denn sie fürchteten, die Römer seien schon da und würden sie in die Sklaverei führen.

Rasch erhob sich jetzt die alte Mutter und rief: „Nein, es sind nicht die Römer; es ist mein Sohn Civilis! Aber vielleicht wird er von den Siegreichen ver-

folgt. Mir schaudert bei dem Gedanken, daß sie ihn fangen und nach Rom führen könnten. Gewiß würde er nicht zum zweitenmale ihrer Rache entgehen!"

Da öffnete sich die Thüre, und Civilis, von seinem Neffen Verax gefolgt, trat ein. Sein Söhnchen erhob sich vom Herde, stürzte ihm entgegen und rief: „Bringst Du meine Mutter zurück?"

Wie ein Schwert ging ihm diese Frage durch die Seele; des Knaben Mutter, seine Gattin, wer wußte, ob sie jemals aus der Gefangenschaft der Römer heimkehrte.

Die alte Mutter hatte sich ebenfalls erhoben. Mit feuchten Augen näherte sie sich ihm und fragte: „Bringst Du noch immer nicht den Frieden?"

Er gab keine Antwort.

„Ich verstehe Dich," fuhr sie fort; „noch ist des Blutes nicht genug geflossen. Soll denn Niemand am Leben bleiben, um der Nachwelt zu erzählen, wie unversöhnlich Claudius Civilis gewesen? War es nicht genug mit dem Blute Deines Bruders, welches die Römer vergossen? Schau um Dich und sieh, wie viel Unheil Deine Rache angestiftet. Tausende, die mit fleißigen Händen Weib und Kind ernährten, liegen unter den Trümmern der eingestürzten Lager, in Wälder und Schluchten, in den Fluthen des Rheines und der Waal. Die Dörfer und Städte, in denen die Bürger friedlich nebeneinander lebten, sind eingeäschert, die Felder verwüstet, die Heerden verjagt und erschlagen, der Wohlstand vernichtet, die Familien auseinandergerissen. Und Du selbst, mein Sohn, was ist Dir für all' Deine Sorge und Mühe geworden? Dein Haar ist vor der Zeit gebleicht, Deine Gesundheit ist dahin, die Ruhe Deines Gemüthes verloren gegangen, Deine eigene Familie zerrüttet. Dein braves Weib, Deine

gute Schwester liegen in Fesseln; dieser junge Mann ist der Mutter, ich bin der Tochter beraubt. Durch wen ist das Alles geschehen, mein Sohn? Durch wen anders, als durch Dich. Hast Du so wenig Liebe für Deine Gattin, für Deine Schwester, daß Du ruhig ihrem Tode entgegensehen kannst?"

„Halt ein, Mutter," sprach Civilis, „denn wahrlich verdiene ich nicht all' den Tadel, den Du mir entgegenschleuderst. Mein Weib liebe ich, wie mich selbst, und auch die Schwester ist mir theuer, aber ich darf sie nicht durch schmählichen Verrath an meinen Bundesgenossen zurückkaufen. Könnte ich es durch mein Blut, so würde ich nicht zögern — und, Mutter, warum sollen wir das Schicksal anklagen, ehe es sich entschieden. Es kann ja noch immer eine glückliche Wendung eintreten, welche beide zurückführt; auch sind in unserer Gefangenschaft vornehme Römer, welche gegen sie ausgetauscht werden können. Die Götter werden uns gnädig sein, Mutter."

Verax nahm jetzt das Wort und sprach: „Großmutter, wenn Du wüßtest, wie er selbst leidet, so würdest Du ihm das Herz nicht schwer machen. Sieh, auch ich liebe meine Mutter und es schmerzt mich tief, daß sie in die Gefangenschaft der Römer gerathen; aber ich glaube nicht, daß wir sie wieder erhalten, wenn wir die Hände müßig in den Schooß legen. Kämpfend können wir sie zurückerobern, deßhalb ist es unsere Pflicht, das Schwert noch nicht in die Scheide zu stecken."

Civilis Schwester hatte noch nicht gesprochen; jetzt aber brach sie das Schweigen und fragte: „Hat Einer von Euch Beiden meinen Sohn Julius Briganticus gesehen?"

„Er ist ja nicht bei uns, sondern bei den Römern,"

antwortete Verax. „Wir könnten ihm ja nur auf dem Schlachtfelde begegnen und unsere Schwerter mit ihm kreuzen. Das aber wollen wir nicht, denn obschon er ein Verräther an unserer Sache und ein Römer ist, so werden wir doch kein Verwandtenblut vergießen."

„Ach ja, er ist aus der Art geschlagen," rief die Schwester mit leisem Schluchzen, „aber er bleibt immer mein Sohn, und deßhalb zittert mein Herz, deßhalb fürchte ich täglich von seinem Tode zu hören. O, mein Bruder, endige den Krieg, daß ich wieder Ruhe und Schlaf bekomme."

„Diese Unterredung ist nicht geeignet, unsern Muth zu heben," antwortete Civilis. „Nur noch kurze Zeit, dann wird es sich für uns zum Guten wenden, oder wir werden Alle mit einem Schlage vertilgt sein. Lebt wohl und betet zu den Göttern, daß sie uns den Sieg verleihen."

Fort sprengten sie wieder, und die Großmutter verfiel einer noch größern Unruhe, als vorher, während ihre Tochter den Sohn beklagte, der sich von seinem Vaterlande abgewendet hatte.

VIII.

Civilis machte übermenschliche Anstrengungen, um seiner Sache noch einmal die Gunst des Glückes zuzuwenden. Geschickt vertheilte er die wenigen Getreuen, welche ihm aus dem Schlachtenschiffbruche noch übrig geblieben waren, in vier Abtheilungen. Die Römer hatten sich bereits der Insel bemächtigt, und wenn er sie gewähren ließ, dann war schon in wenigen Tagen kein Widerstand mehr möglich, während rasches und energisches Handeln doch noch immer einen Schimmer von Hoffnung gestattete.

An die Spitze der vier Abtheilungen stellte er seinen Neffen Verax, Classicus und Tator und eine übernahm er selbst. Sie kamen zusammen, um sich zu berathen. Da nahm Civilis das Wort und sprach: „Meine Freunde und Helfer, unserer Sache kann nur geholfen werden, wenn wir alle unsere Kräfte bis zum Aeußersten anstrengen. Ein Angriff an einem Punkte würde uns vielleicht für den Augenblick einen Vortheil gewähren, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß uns die Massen bald umgingen und erdrückten; dagegen erwarte ich noch einen guten Erfolg von einem gleichzeitigen Angriffe an verschiedenen Punkten. Darum habe ich unsere braven Streiter in vier Rotten eingetheilt und jeder einen besondern Führer vorgesetzt.

Morgen mit Anbruch des Tages werden wir an vier Orten zugleich auf die Feinde stürzen. Wir werden dadurch an jedem glauben machen, unsere ganze Macht sei da, und durch plötzliche Bestürzung sind oft große Thaten verrichtet worden. Auch theilen wir die Aufmerksamkeit des Cerialis; er wird bald hierhin, bald dorthin gerufen werden und nicht immer gleich das Richtige treffen, ja es ist nicht unmöglich, daß wir auf diesen Ritten seiner Person habhaft werden."

Seine drei Genossen waren mit dem Plane sehr zufrieden; nachdem die Orte und die Stunde des Angriffes festgesetzt waren, benachrichtigten sie ihre Truppen und gingen zur Ruhe, um am folgenden Tage recht frisch und munter zu sein. Kaum graute der Tag, so zogen die Cohorten in der Stille aus und stürzten sich dann plötzlich auf den überraschten Feind.

Diejenigen, welche die zehnte Legion angriffen, fanden bald, daß sie mit ihrer geringen Zahl nicht im Stande

seien, einen zufriedenstellenden Erfolg zu erreichen, denn das Lager dieser Legion war sehr stark verschanzt und ein Angriff konnte nur ihren Untergang herbeiführen. Nichts desto weniger gelang es ihnen, die mit Holzfällen beschäftigten Soldaten, den Lagerpräfecten und die fünf obersten Centurionen zu tödten. Bei einem Orte, welcher Vada genannt wird, dessen Lage aber nicht mehr zu ermitteln ist, befehligte Civilis, bei dem ebenfalls unbekannten Grimus Classicus. Hier ging es heiß her, die Elite der Römer fand ihren Tod; auch der haßerfüllte Briganticus war unter den Leichen. Kein Mann würde übrig geblieben sein, aber plötzlich erschien Cerialis mit einer auserlesenen Reiterschaar und gab der Schlacht eine andere Wendung, die Germanen wurden in den Fluß gesprengt. Civilis warf sich den Fliehenden mit gezogenem Schwerte entgegen, aber es war kein Aufhalten mehr und er selbst kam in die größte Lebensgefahr, denn die Bogenschützen richteten einen Regen von Pfeilen auf ihn.

Da sprang er vom Pferde, warf sich in den Rhein und schwamm an das jenseitige Ufer, ebenso that Verax, und Tutor und Classicus entkamen auf Kähnen.

Alles schien verloren, aber Civilis gab die Hoffnung noch nicht auf. Bald nachher ging Cerialis nach Neuß und Bonn, um die Lager zu besichtigen und für die Winterquartiere einzurichten. Zu Schiff machte er die Rückreise. Als Civilis dieses erfuhr, beschloß er sofort einen Ueberfall. Eine Abtheilung ging in der Nacht nach Neuß, drang unter dem Schutze der Dunkelheit in das Lager und schnitt die Stricke von den Zelten, so daß die Zeltleinwand die Schläfer bedeckte und begrub. Eine Menge Römer wurden durch diese List erschlagen. Dann erhoben die Germanen ein furchtbares Kriegsgeschrei, um

glauben zu machen, ihre Zahl sei größer als sie war. Da fuhr das ganze Lager aus dem Schlafe empor; die Soldaten, von dem unerwarteten Ueberfalle erschreckt, nahmen sich nicht Zeit zum Ankleiden, sondern eilten in den Hemden mit gezückten Schwertern herbei und rannten wehklagend und fechtend durch die Gassen. Viele fanden ihren Tod. Auch Cerialis, welcher in Neuß das Schiff verlassen hatte, irrte im Hemde umher und rettete sich durch die Flucht. Die Germanen glaubten ihn bei der Flotte, sonst würde er seinem Schicksale nicht entgangen sein.

Eine zweite Schaar Germanen überfiel die Rheinflotte, legte Stricke an die Schiffe und zog sie an das jenseitige Ufer. Die Bemannung wurde niedergemacht. Auf dem prätorianischen Schiffe, welches durch eine Flagge kenntlich war, hatten sie den Feldherrn vermuthet, sahen sich aber zu ihrem Verdruße getäuscht. Das Schiff brachten sie auf die Lippe und schickten es der Seherin Veleda zum Geschenke.

Civilis hatte zu Lande alle Hülfsmittel erschöpft, nur das Wasser blieb ihm noch übrig, und auf diesem wollte er einen Versuch machen, ehe er alle Hoffnung aufgab. Alle Schiffe und Kähne, derer er habhaft werden konnte, führte er in die Mündung der Maas und bemannte sie mit seinen schiffkundigen Batavern. Cerialis ließ sich nicht schrecken, denn seine Schiffe waren größer, besser eingerichtet und zahlreicher bemannt. Die beiden Flotten wechselten Pfeilschüsse, aber zu einem ernsten Wassergefechte kam es nicht, denn Civilis sah ein, daß er wegen der schlechten Beschaffenheit und Bemannung seiner Schiffe den Kürzern ziehen würde. Wuthknirschend ging er über den Rhein und mußte ohnmächtig zusehen, wie die Römer die ganze Insel verheerten.

Cerialis gebrauchte dabei einen Kunstgriff, der bei den römischen Heerführern in jener Zeit nicht ungewöhnlich war. Wie viele Dörfer und Landhäuser er auch anzündete, er gab den strengen Befehl, daß das Eigenthum des Civilis unberührt bliebe. So ereignete es sich häufig, daß es rings umher brannte, dicht daneben aber die Höfe und Wälder des Civilis gänzlich unversehrt blieben. Von seinen Pächtern, von seinen Angehörigen und seinem Vieh kam kein Haupt um. Da konnte es nicht ausbleiben, daß die vom Unglück Betroffenen sich fragten, wie es komme, daß das Eigenthum ihres Feldherrn verschont bleibe. Die Antwort lag nahe, und die Römer thaten alles Mögliche durch Reden und Andeutungen, um die Bataver glauben zu machen, Civilis sei im Stillen mit ihnen einverstanden und nur die Furcht vor seinen eigenen Leuten hindere ihn, nicht offen als Freund der Römer aufzutreten.

Cerialis selbst wünschte den Krieg beendigt, denn er fürchtete, die Verzweiflung möge der angeerbten Tapferkeit der Germanen schließlich noch den Sieg verschaffen; zudem nahte sich der Winter; unaufhörliche Regengüsse machten den Aufenthalt auf der Insel bedenklich und gefährlich.

Er schickte mit reichen Geschenken eine Gesandtschaft an Veleda und ließ ihr sagen: „Verschließe Deine Augen nicht den für Euch so ungünstigen Verhältnissen. Wo wollt Ihr ferner noch Hülfe holen? Die Trierer sind niedergemacht, die Ubier stehen auf unserer Seite, den Batavern ist ihr Vaterland entrissen, Civilis irrt heimathlos umher und lebt von den Unterstützungen seiner Freunde; Hülfe kann er Euch nicht bringen. Bedenkt, daß durch ihn allein alles Unglück über Euch gekommen; ver-

schlimmert Euere Lage nicht durch unvernünftigen Trotz, sondern beendigt den Krieg und laßt Euch eine sanfte Herrschaft von den Römern gefallen. Wollt Ihr aber keinen vernünftigen Rathschlag annehmen, so erwartet Blut und Sklaverei."

Aehnliche Botschaften gingen an die vornehmsten Bataver, Geschenke und Versprechungen folgten.

Alle diese Anstrengungen blieben nicht ohne Erfolg. Diejenigen, welche Alles verloren hatten, fühlten schon lange keine Begeisterung mehr für den Krieg; sie verlangten nur, in Ruhe zu leben und durch die Segnungen des Friedens wieder einzubringen, was ihnen die Kämpfe genommen. Offen und unverholen sagten sie, daß sie Frieden haben und sich mit den Römern versöhnen wollten.

Wenn einmal eine Meinung bei einem hervorragenden Theile des Volkes Platz gegriffen, dann wird sie bald zum Gemeingute Aller. So war es auch hier. Frieden, Frieden! Das war jetzt weit und breit das Loosungswort.

Civilis, der arme, geächtete, vaterlandslose Feldherr, saß jetzt jenseits des Rheines; ein Freund und Verehrer hatte ihn in seine Behausung aufgenommen, aber selbst dieser Freund zitterte vor den Folgen seiner Gastfreundschaft, und jeden Abend, wenn er sich zu Bette legte, befiel ihn die Angst, in der Nacht von den Römern aufgehoben und hinweggeschleppt zu werden.

Häufig schweifte Civilis in den Wäldern umher und brütete neue Pläne aus, denn immer wollte es ihm bedünken, daß noch nicht alle Hülfsmittel erschöpft seien, aber wie er auch grübeln mochte, seine Pläne scheiterten immer an der Schwierigkeit, neue Hülfsvölker aufzubringen.

Während er sich auf diese Weise zermarterte und zu keinem Entschlusse kommen konnte, näherte sich ihm Verax. „Oheim,“ sprach er, „es sind ubische Männer über den Rhein gekommen, die Dich zu sprechen wünschen.“

„Ubier?“ sprach er geringschätzend, „was habe ich mit Verräthern und Mordbrennern zu thun? Schicke sie wieder dorthin, woher sie gekommen sind, ich will sie nicht sehen.“

Da nahm Verax einen Ring hervor, überreichte ihm denselben und sprach: „Es ist eine Botschaft von Deiner Gattin und meiner Mutter. Der Ring ist die Beglaubigung ihrer Sendung.“

Civilis nahm den Ring und flüsterte: „Es ist der Ring meines theuern Weibes. In der Stunde des Glückes steckte ich ihr denselben an den Finger und sprach: „Er sei ein Zeichen meiner Treue und meiner Liebe. Scheide Dich niemals von demselben, bis der Tod den Finger kalt macht. Geschähe es aber, daß ich fern von Dir sei und Du hättest ein großes Begehren, so sende mir den Ring.“

Er küßte denselben, und eine heiße Thräne fiel auf das blinkende Gold. „Oheim,“ sprach Verax, „Deine Gattin ist jetzt fern von Dir in römischer Gefangenschaft; sie sendet Dir den Ring, und Du willst ihre Boten nicht empfangen? Halte ihr Wort, Oheim, und erinnere Dich, daß auch meine Mutter, Deine Schwester, in den Fesseln schmachtet.“

„Laß die Ubier kommen!“ antwortete er, „ich will ihre Botschaft hören.“

Verax kehrte zurück und kam bald mit zwei Männern wieder, welche sich tief verneigten und eine Unterredung begehrten.

Mit einer ungeduldigen Handbewegung sprach er: „Redet, aber hütet Euch, daß Euere Worte nicht doppelzüngig seien.“

„Herr,“ nahm der Sprecher das Wort, „wir reden im Auftrage des Senats von Cöln, aber was er Dir sagen läßt, ist auch unsere Meinung. Wie Deine Gattin und Deine Schwester in die Hände der Ubier gekommen sind, brauche ich Dir nicht zu sagen; es ist Dir bekannt, daß wir sie als Bundespfänder nahmen. Durch unsere Treulosigkeit, mit Scham muß ich es bekennen, kamen sie in die Hände der Römer. Ich versuche für diesen Treubruch keine Entschuldigung —“

„Es möchte Dir auch schwerlich gelingen, diesen schwarzen Schandfleck jemals von Euerem Namen abzuwischen,“ unterbrach ihn Civilis.

„Die Staatskunst bedient sich oft sehr unerlaubter Mittel,“ fuhr der Sprecher fort, „und ich sagte schon, daß ich dieselben nicht vertheidigen will, obschon die Ubier an Dir ein vorleuchtendes Beispiel hatten. Du gabst vor, für Vespasian zu kämpfen, während Du in Wirklichkeit Gallien und Germanien von Rom ablösen wolltest. Tausende sind für diesen vorgeschobenen Grund in den Tod gegangen —“

„Hüte Deine Zunge,“ rief Civilis.

„Was ich sagen wollte, ist angedeutet,“ entgegnete der Sprecher; „laß mich also nicht büßen, was die Ubier gethan. Jetzt aber sind Deine Verwandten thatsächlich in den Händen der Römer, und diese haben unverholen ausgesprochen, daß sie sterben müssen, wenn Du nicht bald einen dauernden Frieden mit ihnen machst. Der Senat von Cöln hat Grund, zu glauben, daß dieses keine leere Drohung ist; darum sendet er uns. Der Verrath

ist begangen, ich gestehe es ein, aber er kann in seinen Folgen abgeschwächt werden, wenn Du Frieden schließest. Das ist unsere Botschaft, und hier sind Briefe von den Deinigen. Laß uns nicht allzulange auf Bescheid warten."

Civilis nahm die Briefe und begab sich in einen entferntern Theil des Waldes, denn er wollte vor den Ubiern seines Herzens Weichheit nicht verrathen.

„Mein Claudius," schrieb seine Gattin, „die Götter, denen ich an dem Altare der Ubier täglich Opfer und Gebete darbringe, sind meine Zeugen, daß ich bis auf den heutigen Tag über meine Gefangenschaft nicht gemurrt habe. Ich war stolz darauf, für meinen Claudius die Freiheit zu entbehren, und mein Herz schlug voller Begeisterung, wenn ich von Deinen beispiellosen Heldenthaten hörte. Die Römer sagen mir, Du würdest keine Heldenthaten mehr verrichten, denn sie hätten Dir alle Länder verriegelt und Du lebtest in der Verbannung. O, wie mich das schmerzt, Claudius! Könnte ich die Verbannung mit Dir theilen, für Dich sorgen, Deine unglückliche Lage lindern, Deinen Schlaf bewachen, alle die kleinen Aufmerksamkeiten ausüben, die das Herz einer liebenden Gattin so sehr erfreuen, so wollte ich zufrieden sein und gern auf den Ruhm verzichten, den ich ja mit Dir getheilt hätte; aber ich bin gefangen und kann nichts für Dich thun.

Die Römer sagen, sie würden mich und meine Schwägerin tödten, wenn Du nicht Frieden mit ihnen schlössest, denn obschon sie Dich von Haus, Hof und Vaterland verjagt haben, so fürchten sie Dich doch noch immer.

Der Tod ist nichts, mein Freund, aber fern von Dir zu sterben, das ist hart. Ich weiß nicht, ob Du

Neigung hast, mit den Römern Frieden zu machen, und ich bin weit entfernt, zu wünschen, daß Du es meinetwegen thust, aber wenn es geschehen kann, ohne daß Du darunter leidest, ohne daß das Vaterland mit Schmach beladen wird, so möchte ich natürlich lieber bei Dir sein und leben. Außer Dir aber giebt es nichts auf der Welt, was mich an das Leben bindet. Nur eines wünsche ich, Claudius; laß mich wissen, wie Du Dich entschließest. Die Römer haben mir acht Tage Zeit gegeben, mich auf den Tod vorzubereiten. Ehe diese Frist um ist, schicke mir einen Boten, der mich sterben oder leben heißt."

Civilis war heftig erregt, seine Pulse schlugen ungestüm, seine Augen vergossen Thränen. Zehnmal küßte er den Brief und rief aus: „Die Welt hat kein herrlicheres Weib! Und ich habe sie in Gefangenschaft und Todesfurcht gestoßen!"

Jetzt öffnete er auch den Brief seiner Schwester. „Claudius," schrieb sie, „Deine Gattin und ich sehen dem Tode entgegen. Du allein kannst uns retten. Mache Frieden mit den Römern, so sind wir frei. Lade nicht den Fluch auf Dich, eine Gattin und eine Schwester in das Grab gestoßen zu haben. Mein Herz verlangt nach Verax, nach der Mutter, nach Dir! Laß mich nicht unter den Händen der Feinde verbluten! Rette uns!"

Als Verax diesen Brief hörte, konnte er sich nicht mehr halten. Mit einem lauten Schmerzensschrei stürzte er sich dem Oheim in die Arme und rief: „Ja, mache Frieden! Das Uebermenschliche ist geschehen! Es bleibt uns nur noch die Fügung in das Unvermeidliche! Selbst die Götter wollen das Unmögliche nicht; wohl aber fordern sie Menschlichkeit und Erbarmen! Gieb sie uns

wieder, die im Elende schmachten, Dir die Gattin, mir die Mutter, Deiner Mutter das Kind!"

„Du nährst also keine Hoffnung mehr?" fragte Civilis.

„Keine, Oheim! Das Geschick war gegen uns. Die Götter sind nicht bei uns, sondern bei den Feinden."

Während sie noch miteinander redeten, hörten sie in einiger Entfernung das Geschrei eines Weibes und das Jammern einer Matrone.

Beide wandten sich um; im flatternden Gewande und aufgelöstem Haare kam Civilis andere Schwester dahergestürzt. Sie schien vom Wahnsinn erfaßt zu sein. Laut schreiend warf sie sich dem Civilis entgegen und rief: „Wo ist mein Sohn, wo ist Julius Briganticus? Man sagt, er sei im Streite gefallen, und Du, sein Oheim, habest ihn mit dem Schwerte erschlagen. Sprich, ob die Menschen die Wahrheit reden, ob sie lügen. Ich lasse mich nicht täuschen und hinhalten; ich will die Wahrheit hören. Wenn es so ist, wenn Du ihn niedergemacht, so stoße auch mir den Dolch in die Brust. Ungeheuer, trinke Deinen Leib voll Blut, bis er auseinanderplatzt."

Die alte Mutter drängte sich jetzt vor, umarmte den Sohn und rief: „Nein, nein, er ist kein Mörder, er hat Deinen Sohn nicht getödtet. So lange er im Glück war, habe ich ihn gewarnt, jetzt aber, wo das Leid über ihn hereingebrochen, steht er meinem Herzen nah, und ich will nicht dulden, daß ihn Jemand fälschlich anklagt. Mein Sohn, höre nicht auf sie! Der Schmerz macht sie ungerecht! — Jetzt brauchst Du meine Sorge, meine Mutterhand! Laß mich bei Dir bleiben in der Verbannung, laß mich das Brod der Thränen mit Dir theilen."

Gerührt küßte er die Mutter, dann wandte er sich an seine Schwester: „In Deinem Kummer vergissest Du, daß Du eine Civilis bist! Mäßige Deinen Schmerz, damit Du verstehen kannst, was ich Dir sage. Meine Hand hat Deinen Sohn nicht getödtet! Aber wenn es doch der Fall wäre, so käme es Dir nicht zu, mich anzuklagen. Julius Briganticus hat sich von jeher als mein persönlicher Feind benommen, und seinen Haß offen zur Schau getragen. Ich habe ihm niemals Grund zu einem solchen Betragen gegeben; denn ich liebte ihn, wie ich Verax und Dich liebe. Er aber war dem Glanz des römischen Kriegslebens ergeben und verachtete die Bestrebungen unserer Landsleute.

Nichts habe ich versäumt, ihn zu uns herüberzuziehen; aber er verlachte mich. Auf dem Schlachtfelde standen wir als Feinde einander gegenüber; ich konnte ihn tödten, denn er rannte mit Schimpfreden an mich heran und gab sich Blößen, aber ich schonte seiner und bat meine Leute, dasselbe zu thun. Als die Meinigen die Flucht ergriffen, und ich sie mit dem Schwerte zurückhielt, da war er es, welcher befahl, mich mit Pfeilen zu erlegen. Mich schmerzte es, daß der Sohn meiner Schwester so unnatürlich Liebe und Blutsverwandtschaft verrieth, aber ich habe ihn nicht berührt, sondern bin in die Fluthen des Rheines gesprungen und habe mein Leben in Sicherheit gebracht. Glaubst Du meinen Worten nicht, so frage Verax; er wird Dir sagen, daß er von der Hand eines gemeinen Batavers fiel, weil sein Haß ihn verdroß."

„So ist es, Muhme," antwortete Verax; „der Oheim hat Julius Leben geschont, er aber nach dem seinigen getrachtet. Gefallen ist er durch einen Bataver, der sein Betragen ein unwürdiges nannte."

Da warf sich die Schwester auf den Boden, raufte sich in den Haaren und weinte bitterlich. Die Mutter aber erinnerte ihren Sohn an die Gefangenen in Cöln, an die Unmöglichkeit, den Kampf fortzusetzen und flehte ihn unter Thränen an, Frieden zu schließen. „Hast Du dieses gethan, mein Sohn," sagte sie, „dann magst Du wandern, wohin Du willst, ich werde bei Dir sein!"

„Mutter, Du hast gesiegt," sagte er mit gepreßtem Herzen, „Du bist glücklicher gewesen, als ich. Kehre heim und sorge, daß in drei Tagen eine Versammlung im heiligen Haine stattfindet. Vom Volke habe ich den Auftrag zum Kriege erhalten, es muß mir auch den Auftrag zum Frieden geben."

„Dank, Dank, mein Sohn, die Götter werden Dich für diesen Entschluß segnen. Ich gehe, um Alles vorzubereiten, denn je eher ich da bin, desto besser ist es; aber, mein Sohn, werden Dich die Römer frei kommen und gehen lassen? Ist keine Gefahr mit Deinem Erscheinen verbunden?"

„Nein, Mutter, der Name Civilis ist noch immer so gefürchtet, daß die Römer frohlocken werden, wenn sie hören, daß ich Frieden machen will; übrigens wird Verax den Cerialis aufsuchen und die Vorbedingungen festsetzen. Sei also unbekümmert!"

Mit freudigem Herzen nahm die Mutter Abschied und die Schwester folgte mit stieren Blicken.

„Nun wollen wir zu den Ubiern gehen," sprach Civilis zu Verax, „folge mir."

Die Boten erwarteten ihn mit Bangen, denn sie fürchteten, er möge von Neuem den Krieg beginnen und dann ihre Stadt brechen und ihr Land verwüsten.

„Kehret um," sprach er, „und kündet den beiden

Frauen, daß die Zeit ihrer Gefangenschaft dem Ende entgegennaht. Bald werden sie ihre heimathlichen Fluren wiedersehen."

„Nun, lieber Verax, bedarf ich Deiner Dienste. Da die Friedenswürfel einmal obenauf gekommen sind, so sollst Du mein Unterhändler sein; denn ich habe nicht die Absicht, mich diesen Römern an Händen und Füßen gebunden zu überliefern."

„Ich freue mich Deines Vertrauens, lieber Oheim; sage mir nur die Wege und die Bedingungen!"

„Nimm ein schnelles Roß und suche den Cerialis auf; im nächsten Lager jenseits des Rheines wird man Dir sagen, wo Du ihn findest. Er hat mir schon zum drittenmale Boten gesendet, um mit ihm wegen des Friedens zu unterhandeln. Sage ihm, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen, sei ich unter folgenden Bedingungen bereit dazu:

1. Die Bataver treten zu den Römern wieder in dasselbe Verhältniß, wie vor dem Kriege; sie zahlen keine Steuern und Abgaben, aber sie liefern Soldaten in dem frühern Maßstabe. Sie sind Bundesgenossen, nicht Unterworfene; alle Ehrenstellen im Kriegs- und Friedensdienste, alle Aemter und Belohnungen stehen ihnen offen.
2. Was der Krieg im Lande der Bataver zerstört, sei es von den Römern, sei es von den Landesbewohnern, wird von den Römern auf ihre eigenen Kosten wieder hergestellt. Die Römer geben auch Saat und Ackergeräthe und helfen den Verarmten wieder auf.
3. Damit ich diese Bedingungen dem Volke unterbreiten kann, können die Bataver in den nächsten acht Tagen sich frei auf jedem Theile der Insel bewegen.

4. Alle Gefangenen auf beiden Seiten werden ohne Lösegeld freigegeben. Meine Frau und meine Schwester werden mir bei der Bestätigung des Vertrages überliefert.
5. Alle confiscirten Güter werden ihren Eigenthümern zurückgegeben.
6. Für mich, meine Helfer, Verwandten und Bundesgenossen besteht ebenfalls volle Freiheit. Niemand darf wegen der Vergangenheit angefaßt werden, weder in Gallien noch in Germanien.

Geht Cerialis auf diese Bedingungen ein, so mag er den Tag und den Ort im Lande der Bataver bestimmen, an welchem zwischen ihm und mir dieser Vertrag öffentlich vollzogen und dem Volke vorgelesen wird."

Verax drückte seinem Oheim die Hand, eilte hinweg, schwang sich auf ein Roß und jagte dem Rheinstrome zu. Gegen sein Erwarten traf er Cerialis schon nach wenigen Stunden und gab durch ein weißes Fähnlein zu erkennen, daß er in friedlicher Absicht komme.

Der römische Feldherr empfing ihn mit ausgezeichneter Freundlichkeit und fragte nach seinem Begehren.

„Das sollte ich eigentlich Dich fragen," sprach Verax, „denn Du hast verschiedenemal Boten an meinen Fürsten Claudius Civilis gesendet."

„Ich habe es nur aus Menschlichkeit gethan," antwortete Cerialis, „Civilis ist nicht mehr zu fürchten, denn wir haben seine Macht gründlich gebrochen; aber ich wünsche, daß ein für beide Theile ehrenhafter Friede zu Stande komme, damit er von Dauer sei und sowohl uns, als unsern Feinden Vortheil bringe."

„Du irrst, Feldherr. Allerdings sind wir vom linken Ufer vertrieben und können von Gallien keine Hülfe mehr

erwarten, auf dem rechten zählen Euere Feinde zu hunderttausenden, und zahlreiche Völkerschaften harren schon auf den Ruf des Civilis. In seiner Verbannung aus dem Vaterlande ist er tausendmal gefährlicher, als in seiner Heimath, denn alle Rücksichten hören auf. Noch hält er an sich, denn er entwarf im Stillen einen großen Feldzugsplan, der alle Schrecken der Vernichtung über die Römer bringen wird. Mir selbst aber graut vor diesem Kriege und ich höre nicht auf, ihm davon abzurathen. Auf mein Zureden hat er seine Bedingungen gemacht, und er wird vom Kriege abstehen, wenn dieselben angenommen werden. Höre, was er verlangt."

Als Cerialis diese Bedingungen vernommen hatte, gab er lächelnd zur Antwort: „Civilis spricht wie ein Mann, der alle Schlachten gewonnen hat, und es ist fast lächerlich, seine Bedingungen anzuhören, aber ich habe des Blutes genug und will sie annehmen, um den Germanen eine Wohlthat zu erweisen und uns Mühsale zu ersparen. Von heute ab am achten Tage sei zwischen mir und Civilis die Zusammenkunft zum endgültigen Abschlusse des Friedens."

Verax kehrte mit freudigem Herzen zurück und überbrachte dem Civilis die fröhliche Botschaft. Dieser betrieb nun mit allem Eifer die Zusammenkunft im heiligen Haine. Mit schwerem Herzen ging er dahin, denn er wußte, daß er mit Vorwürfen empfangen würde, aber es mußte geschehen. Als er ankam, fand er den Hain bereits von Menschen besetzt. Stillschweigend und mit finstern Gesichtern nahmen sie ihn auf. Er trat an den wiederaufgerichteten Altar, auf dem bereits die Opferflammen brannten. Um ihn reihten sich diejenigen, welche im Kampfe Freuden und Leiden mit ihm getragen hatten.

Mit lauter Stimme hob er an zu reden: „Meine Freunde und Landsleute! Fast zwei Jahre sind darüber hingegangen, seit Ihr mich an dieser selben Stelle beauftragt, das Schwert gegen die Römer zu erheben. Ich habe diesen Auftrag ausgeführt und kein Mittel unversucht gelassen, um das Joch, welches auf uns lastet, abzuschütteln. Wir haben auch eine große Zahl von Siegen errungen, aber schließlich hat sich das Kriegsglück gegen uns gewendet und unsere Hülfsmittel sind so gänzlich erschöpft, daß wir den Kampf einstellen und den Frieden annehmen müssen. An Euch richte ich nun die Frage, ob Ihr mich beauftragen wollt, den Frieden so abzuschließen, daß wir nicht schlechter stehen, als vor dem Kampfe."

Viele meldeten sich zum Worte und machten ihm schwere Vorwürfe. Einige sagten, er habe den Krieg gar nicht unternehmen sollen, Andere, er hätte es aus persönlicher Kränkung gethan, und wieder Andere warfen ihm Mangel an Energie und gar Verrätherei vor, weil seine Höfe und seine Aecker nicht verwüstet worden seien. Der Haupttadel aber bezog sich auf seine Verstellung, weil er vorgegeben habe, gegen Vespasian zu kämpfen.

„Bataver," rief er, „Eure Vorwürfe sind so schwer und so zahlreich, daß ich den Tod verdiente, wenn sie begründet wären. Wohlan, ich habe nicht die Absicht, mich Euerm Urtheile zu entziehen und selbst die Todesstrafe zu erdulden, wenn Ihr diese für gerechtfertigt haltet, aber hört mich, ehe Ihr urtheilt: Den Krieg habe ich nicht auf eigene Faust angefangen, sondern in Euerm Auftrage; Ihr Alle waret dafür begeistert und freigebig mit Gut und Blut. Jeder glaubte an einen glücklichen Ausgang und selbst Veleda sagte denselben voraus. Es ist wahr, daß persönliche Rache mir den ersten Anstoß

zum Kriege gab, denn man hatte meinen Bruder ungerechter Weise mit dem Tode bestraft, mich selbst in Ketten gelegt; aber war es nicht bei Euch Rachegefühl, welches die Entscheidung traf und mich zum Feldherrn machte? Weil Euch die Römer schwer kränkten und schädigten, darum wollet Ihr das Joch abschütteln, und weil ich noch tiefer gekränkt war, deßhalb war ich Euer Mann. In welchem Stücke habe ich also mehr gefehlt, als Ihr? Für mich kann ich noch anführen, daß ich mein Weib und meine Schwester hingab, um Bundesgenossen zu gewinnen. Wenn ich also den Bruder rächte, so gab ich dafür die liebsten Personen dem Wechsel des Kriegsglückes hin.

Ihr sprecht ferner von Mangel an Thatkraft. Diesen Vorwurf verdiene ich nicht, mögen diejenigen darüber urtheilen, die bei mir gewesen und etwas vom Kriege verstehen. Jeder, der einen Mund zum Schreien hat, glaubt sich hinterher zu einem Urtheil berechtigt. Es ist leicht, nach dem Kriege zu tadeln, aber schwer, vorher das Richtige zu treffen. Wäre mir mein Werk gelungen, so würdet Ihr mich zu den Wolken erheben, während Ihr mich jetzt in den Abgrund stoßt.

Ihr glaubt, ich habe mit dem Feinde Verrath getrieben, weil er mein Eigenthum verschonte, während er das Eurige verwüstete. O, Ihr Blinden, kennt Ihr denn noch immer nicht die List der Römer? Wißt Ihr nicht, daß sie stets so verfahren, um zu entzweien? Es ist ihnen nur zu wohl gelungen, mit diesem Kunststücke zwischen Euch und mir Mißtrauen zu säen. Hättet Ihr diesen Lügenkünsten nicht geglaubt, so stände unsere Sache nicht so verzweifelt. Schlagt deßhalb reuig an Euere Brust und werdet künftig klüger.

Noch eines bleibt übrig, meine sogenannte Heuchelei gegen die Römer, indem ich vorgab, gegen Vitellius zu kämpfen. Allerdings kann ich nicht leugnen, daß dieser Vorwurf einen Anschein von Berechtigung hat, aber Ihr müßt nicht vergessen, daß unsere Verhältnisse ein offenes Vorgehen nicht möglich machten. Wäre ich gleich mit der Wahrheit aufgetreten, so würden nicht einmal unsere eigenen Cohorten für uns gekämpft haben, geschweige andere zu uns übergetreten sein. Meine Verstellung war also eine Nothwendigkeit, die auch jeder andere Feldherr hätte üben müssen.

Ich bin nun fertig und lege die Entscheidung in Euere Hand. Wollt Ihr mich richten, so thut es; wollt Ihr den Frieden, so bin ich der Einzige, der ihn auf guten Grundlagen vermitteln kann; wollt Ihr die Fortsetzung des Krieges, so stellt mich an die Spitze oder gebraucht mich als gemeinen Soldaten, aber ich sage Euch im Voraus, der Ausgang ist nicht günstig für uns."

Ein Greis nahm jetzt das Wort und sprach: „Die Tadler sind gewöhnlich die schlechtesten Patrioten. Die Zänkereien müssen jetzt schweigen; der Frieden thut noth und ich stimme dafür, daß Civilis denselben abschließt."

Die große Mehrzahl hob die Hände auf, nur Wenige murrten noch. Fünf Tage später zogen sich die römischen Kriegsschaaren an einem Flusse zusammen, den Tacitus Nabalia nennt. Auf der andern Seite standen die Bataver und mitten zwischen ihnen lag die Brücke des Stromes. In der Mitte derselben waren die Bretter hinweggenommen. Nachdem auf beiden Seiten Trompetenstöße den Anfang der Unterhandlung verkündigt hatten, traten Civilis von der einen, Cerialis von der andern Seite auf die Brücke, jeder der beiden Feldherren von einem Schreiber gefolgt.

Im Angesichte der beiden Völker wurden die Bedingungen verlesen und, nachdem sie gutgeheißen, von Cerialis und Civilis unterzeichnet; dann wechselten sie über der Brückenöffnung die Verträge aus. Als dieses geschehen war, wurden die Bretter wieder eingefügt, und die Feldherren reichten sich die Hand. Jetzt entstand eine rührende Scene. Cerialis führte die Gattin und die Schwester des Civilis über die Brücke und dem hartgeprüften Manne in die Arme. Während sie sich umarmten und auch die übrigen Verwandten herbeikamen, ertönten abermals Trompetenstöße, und von beiden Seiten kamen die Gefangenen, die während des Krieges gemacht worden waren, um sich wieder mit den Ihrigen zu vereinigen.

Civilis kehrte mit den Seinigen in das elterliche Haus zurück, um die Mutter zu begrüßen, denn sie lag krank darnieder. Als er sich über das Bett beugte und ihr einen Kuß gab, flüsterte sie ihm zu: „Es ist der Friedens- und der Abschiedskuß, denn ich gehe zu den Göttern."

Sie hatte wahr gesagt; ehe der Abend dieses Tages kam, war sie eine Leiche. Civilis bestattete sie nach der Väter Art; dann aber hielt es ihn nicht länger in seiner Heimath, wo man ihm für Alles, was er gethan und erduldet, schließlich doch nur Mißtrauen und Undankbarkeit entgegengebracht hatte.

Mit seiner Gattin, seinem Söhnchen und seiner Schwester wanderte er über den Rhein und ließ sich an einem einsamen Orte nieder, wo ihn die Händel der Welt nicht berührten. Verax blieb mit der Tante, die noch immer den Tod des Briganticus betrauerte, in Nymwegen.

Herchenbach, Wilhelm,

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 7

Regensburg 1878